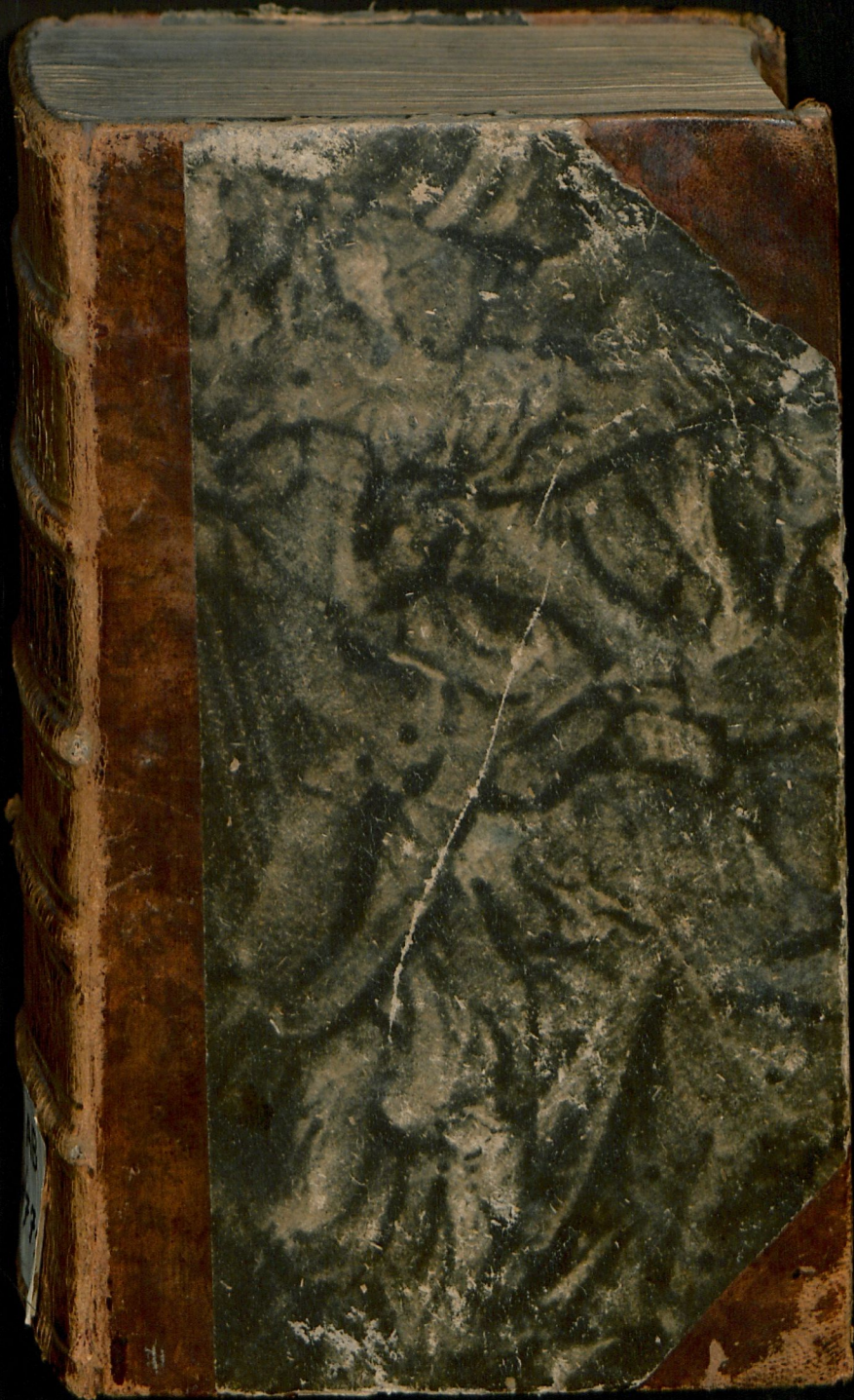




195

g

Der Frau
Maria le Prince de Beaumont
lehrreiches
M a g a z i n
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer,
zur Fortsetzung
des Magazins für Kinder,
nach deutscher Art eingerichtet.
Der dritte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
in der Weidmannischen Handlung
1 7 6 1.

11 1 8 0 0 0 0 0

11 1 8 0 0 0 0 0

11 1 8 0 0 0 0 0





Magazin
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer.

Das XVII Gespräch.

Madem. Gut.



Ich will mit der Historie anfangen, die ich Ihnen versprochen habe, meine lieben Fräulein. Sie ist aus dem Abentheurer, einem engländischen Wochenblatte, genommen. Ich muß Ihnen aber melden, daß sie nicht ganz genau von Worte zu Worte übersezt ist. Ich habe dem Fräulein Verständig die Freyheit gelassen, nach ihrem Belieben etwas hinzuzusezen oder wegzulassen; und ich bin mit demjenigen zufrieden, was sie gemacht hat. Die Heldinn der Geschichte wird selbst reden.

Geschichte der Fidelia.

Ich bin die Tochter eines Edelmannes, welcher der jüngere Sohn seines Hauses war und ein mittelmäßiges Vermögen besaß. In seiner Jugend hinderte ihn die Neigung, die er zu den Vergnügungen hatte, daß er nicht darauf dachte, wie er sein Vermögen dadurch, daß er sich auf ein anständiges Gewerbe beflüsse, vermehren möchte. In seinem höhern Alter wandte er dasjenige, was er noch von seinem Pflichttheile übrig hatte, dazu an, daß er sich eine Bedienung bey der Regierung kaufete; und diese Bedienung war hinlänglich, daß er bequem davon leben konnte. Er verheurrathete sich zu gleicher Zeit; und ich bin die einzige Frucht dieser Ehe.

Ich verlor im zwölften Jahre meines Alters meine Mutter; und mein Vater, welcher mich sehr lieb hatte, wollte die Sorgfalt, meinen Verstand anzubauen, niemanden anders anvertrauen, als sich selbst. Seine Zuneigung gegen mich, die ihn ohne Zweifel verblendete, beredete ihn, mein Verstand und meine Fähigkeit überträfen diejenigen, welche man ordentlicher Weise bey Personen des weiblichen Geschlechtes entdeckete; und damit er den Absichten der Natur gemäß handelte, wie er sich ausdrückete, so glaubete er, er müßte mir eine Erziehung geben, die von derjenigen unterschieden wäre, welche die Töchter sonst ordentlicher Weise erhalten. Er hatte ziemlich gute Studien; und es fehlte ihm nicht an Wiße: er wäre also auch recht gut vermögend gewesen, die
Stelle

Stelle meines Hofmeisters zu versehen. Zum Unglücke für mich aber hatte er keine Religion, und glaubete, die Seele wäre eben so sterblich, als der Leib. Dieser schädliche Begriff hatte seine Sitten verderbt und ihn zu einem rechten Freygeiste gemacht. Er würde um aller Welt willen keinen Menschen einen Groschen aus der Tasche haben nehmen wollen, und hatte doch kein Bedenten, ihn seine Frau zu entführen; weil die rechtschaffenen Leute, nach der Welt, sagen, ein Mann könne wohl Maitressen haben, ohne sich dadurch zu verunehren. Eben diese Leute aber sagen auch, eine Frauensperson, die nicht keusch ist, müsse verachtet werden.

Mein Vater war überzeuget, es sey eine Thorheit, wenn man saget, dasjenige, was für eine Frauensperson böse sey, sey für eine Mannsperson nicht böse. Weil er indessen nicht wollte, daß ich verachtet würde: so entschloß er sich, mir seine eigenen Begriffe von der Religion, und die Begriffe der ganzen Welt von der Sittenlehre bezubringen. Er wiederholte es mir ohne Aufhören, die Tugend wäre so süß, so genugthuend, so angenehm, daß ihre Ausübung die Belohnung derjenigen ausmachete, die sich ihrer beflissen.

In eben der Zeit, da mir mein Vater so weise Begriffe in Ansehung der Sitten beybrachte, wiewohl sie seinen Grundsätzen widersprachen, vergaß er nichts, mir eben diese Grundsätze einzuprägen, und dachte gar nicht daran, daß zwey so widrige Dinge sich nicht lange in einem Kopfe

vertragen könnten, den er angewöhnete, nachzudenken. Er hielt alle Arten von geoffenbarter Religion für Aberglauben, welcher allein geschickt wäre, die gemeinen Seelen unter das Joch zu bringen; und er wandte alle seine Sorgfalt an, meinen Geist davon leer zu machen.

Ob er mich gleich ohne Aufhören ermahnete, das Laster zu fliehen, und die Tugend auszuüben: so geschah solches doch durch Gründe, die mit der Unsterblichkeit der Seelen gar nichts zu thun hatten, wovon er mir nicht ein einziges Wort gesagt hatte. Ungeachtet seines Stillschweigens von diesem wichtigen Artikel hielt mich eine geheime Empfindung, deren Ursache mir unbekannt war, dennoch ab, den Augenblick meines Todes als den Augenblick einer gänzlichen Zernichtung anzusehen. Ich konnte nicht an das denken, was auf meinen Tod folgen würde, daß ich nicht von Hoffnung oder Furcht gerühret wurde. Ich fragete meinen Vater zuweilen wegen dieser Materie, und er antwortete mir allezeit, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, sie möchte nun wahr oder falsch seyn, müßte keinen Einfluß in meine Aufführung haben, noch meinen Frieden stören; weil die Tugend, welche mein Glück in diesem Leben gewiß machen könnte, auch ohne Zweifel hinlänglich wäre, es in dem andern Leben gewiß zu machen, gesetzt, daß eines = = =

Jgfr. Citelfreundinn.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Ich habe diesen Grundsatz stets für unfehlbar angesehen;

gesehen; und man hat mir ihn oftmals wiederholt. Sollte er wohl schlimm seyn?

Frl. Sturm.

Mich dünket auch, meine liebe Gut, Sie haben eben das gesagt.

Madem. Gut.

Ich gestehe es, meine Fräulein, aber nicht völlig in eben dem Verstande. Wenn wir, wie es doch unmöglich ist, etwan erschaffen wären, in dem Augenblicke unsers Todes zernichtet zu werden: so ist es gewiß, wir würden höchst elend seyn, weil die glücklichsten Umstände in diesem Leben stets mit tausenderley Verdrüßlichkeiten vermengt sind, welche bloß allein der Begriff von der Unsterblichkeit der Seele versüßen kann. Ein weiser Mensch würde in dergleichen Falle sorgfältig untersuchen, welche unter allen Arten unglücklich zu seyn, am wenigsten unerträglich wäre. Die Vernunft würde ihm entdecken, da die Mühe, die er anwenden muß, seine Leidenschaften einzurichten, geringer ist, als diejenige, die er sich geben müßte, ihnen zu willfahren, so dürfte er nicht bey sich anstehen, die erste Partey zu ergreifen. Ich weiß, er würde sich vergebens bemühen, sie durchaus unterthänig zu machen. Dieses Werk ist über die menschlichen Kräfte, und kann nur durch den Beystand der Religion zu seiner Vollkommenheit gebracht werden. Wenn es ihm aber nicht völlig gelänge: so würde er es doch wenigstens so weit bringen, daß er seine Beschwerden verminderte; und das würde allezeit viel seyn.

Eine heydnische Tugend ist weit vorzüglicher, als wenn man sich lasterhaften Neigungen gänzlich überläßt. Dieß ist alles, was man vortheilhaftes davon sagen kann. Sie ist aber nicht hinlänglich, diejenige Glückseligkeit zu verschaffen, welche dieser Mann seiner Tochter versprach; und Sie werden aus dem Verfolge ihrer Geschichte sehen, wohin sie der Verlust derer Hoffnungen führete, die er ihr in diesem Stücke gemacht hatte.

Fidelia fährt fort.

Ich habe gesagt, ich hatte in meinen ersten Jahren der Vernunft einen lebhaften Eindruck von der Unsterblichkeit der Seele. Er wurde unvermerkt schwächer und verschwand endlich ganz und gar. Ob mir gleich mein Vater seine Meynung hiervon nicht ausdrücklich erkläret hatte: so war sie mir doch leicht zu errathen. Ich zweifelte nicht, daß er nicht glaubete, sein Daseyn wäre bloß auf das Ziel seines Lebens eingeschränket; und ich dachte, wenn er es mir nicht öffentlich sagete, so geschähe es bloß, weil es ihm an Worten fehlte, welche klar genug wären, mir seine Gedanken deutlich zu machen. Ich hatte eine große Meynung von seinen Einsichten, eine große Ehrverbiethung und eine zärtliche Freundschaft gegen ihn. Brauchete es noch mehr, mich zu verbinden, daß ich seine Meynungen annahm? Ueber dieses hatte er mir die Werke aller derer Schriftsteller in die Hände gegeben, welche wider das Christenthum geschrieben haben. Dieses war
mehr

mehr, als zureichend, einem Mägdchen von achtzehnjahren, welches von allem Beystande wider das Ansehen eines geliebten Vaters entblößet war, das Gehirn zu verrücken.

Im zwanzigsten Jahre meines Alters verlor ich diesen verblendeten Vater, dessen verderbliche Lehren mir bald so kläglich werden sollten. Sein Tod setzte mich in Umstände, wo ich nöthig gehabt hätte, alle meine Weltweisheit zu brauchen. Die Bedienung, wovon wir bisher gelebet hatten, war nur auf Lebenszeit; und da ich meinen Vater verlor, so verlor ich nicht nur das Ueberflüssige, das gute Auskommen, sondern auch das Nothwendige. Einer von meinen Oheimen ließ mich nicht lange in der Furcht, daß es mir daran fehlen würde. Er nahm mich zu sich, und behauptete, er wollte mich als seine Tochter ansehen.

Dieser Oheim, welcher meiner Mutter Bruder war, war sehr reich und hatte sein Vermögen durch die Handlung gesammelt, auf die er sich einzig und allein beflissen hatte. Er hatte nur diejenige Art von Geiste oder vielmehr Triebe, welche nöthig ist, durch den Handel sein Glück zu machen; und außerdem war seine Erziehung sehr vernachlässiget worden. Er sah es also mit einiger Art von Unlust an, daß ich meine meiste Zeit auf das Lesen wandte; und sein Unmuth vermehrte sich, als er meine Bücher oder wenigstens die Titel meiner Bücher untersucht hatte, welche ihm gotteslästerlich vorkamen. Er sagte zu mir,

vergleichen Bücher wären nur gut, mich zu einer Atheistin zu machen.

Anfänglich wollte ich ihm meine Gedanken erklären; weil ich sie für gerecht und tugendhaft hielt, und geglaubet haben würde, ich begienge ein Verbrechen, wenn ich sie zu verstellen gesucht hätte. Die Kräfte seines Geistes aber giengen nicht so weit, daß er den Unterschied begreifen konnte, der unter einem Atheisten und Deisten ist. Meine Beweisgründe dienten bloß, ihn zu überzeugen, daß ich eine gottlose Person wäre, die weder an Gott noch den Teufel glaubete, wie er sagte.

Weil er ein wahrhaftig rechtschaffener Mann und eifriger Christ war, wiewohl nur aus Gewohnheit und Vorurtheile und nicht aus Vernunft: so nahmen ihn meine Grundsätze mit einer wahrhaften Bekümmerniß ein. Ich hatte ihm schon vieles zu danken; ich hieng durchaus von ihm ab. Indessen rührte mich doch die Furcht, seinen Beystand zu verlieren, nicht so sehr, als der Schmerz, womit ich sein gutes Herz bekümmerte. Gleichwohl tröstete ich mich durch das Zeugniß meines Gewissens, welches mir nichts vorwarf. War es ein Verbrechen, über die Irrthümer des Pöbels erhaben zu seyn? Die Grundsätze meines Vaters drücketen sich alle Tage immer stärker in meine Seele ein; und zwar nicht sowohl durch die Stärke derer Beweisgründe, womit er sie mir vorgesaget hatte, als vielmehr durch die Aufführung meines Oheimes.

»Da

»Da sieht man doch, sagete ich bey mir selbst, was man einen guten Christen nennet. Ich werde bald der Gegenstand des Hasses meines Oheimes seyn. Seine gute Gemüthsart würde mich vor dieser Gefahr verwahret haben. Der Aberglauben hat über seine glücklichen Gemüthsneigungen gesieget. Er wird es noch so weit bringen, daß er die Stimme der Natur und Menschlichkeit bey ihm ersticket; ich werde ver-lassen werden.«

Ich brachte viele Monate in den beschwerlichsten und verdrüßlichsten Umständen zu. Denn nichts ist der Eigenliebe so unerträglich, als wenn man gezwungen ist, beständige Wohlthaten von Personen anzunehmen, deren Freundschaft und Hochachtung man verloren hat, und welche man selbst zu verachten sich nicht enthalten kann. Eines Tages trat mein Oheim mit einem viel munterern Wesen, als gewöhnlich, in mein Zimmer, und nach einigen allgemeinen Reden, die mir ein gutes Glück anzukündigen schienen, sagete er zu mir, er hätte mir eine vortheilhafte Heurath vorzuschlagen, und er hielt mich für viel zu vernünftig, als daß ich etwas dawider haben sollte.

Diese Heurath war mit einem Kaufmanne, den ich zurweilen bey ihm am Tische gesehen hatte. Er war weder jung noch alt. Sein Vermögen war ansehnlich und er selbst von einer sehr guten Gemüthsart. Bey dergleichen Eigenschaften schien mein Oheim berechtigt zu seyn, meine Einwilligung zu hoffen; zumal da ich diese guten Eigenschaften

schaften einräumete. Allein, sie schienen mir nicht hinlänglich genug bey einem Manne zu seyn, welcher bestimmt seyn sollte, der Gefährte meines Lebens, der Meister und Führer meines Thuns und Lassens zu werden; bey einem Manne, dem ich nicht allein Gehorsam, sondern auch Liebe schuldig wäre; und ich merkte gar wohl, daß er nicht vermögend war, diese Empfindung bey mir zu erregen; weil sein Geist eingeschränket, seine Empfindungen ohne zärtliches Gefühl und seine ganze Art und sein Wesen grob und ungesittet waren.

Mein Oheim dachte in die Erde zu sinken, als ich ihm die Bewegungsgründe meldete, die mich vermöchten, die Heurath auszuschlagen, die er mir antrug. »Was wollen Sie, unterbrach er mich in meinem Reden, mit Ihrem zärtlichen Gefühle der Empfindungen und Ihren ungesitteten Arten und Wesen? Ach, mein liebes Kind, wenn Sie nur solche Bücher gelesen hätten, die vermögend gewesen, Ihnen Mäßigung und Klugheit bezubringen: so würden Sie mit weit mehr gesunder Vernunft urtheilen. Zum Unglücke aber sind diejenigen, die Sie am liebsten lesen, nur allein fähig, Ihnen den Kopf zu verrücken, und vielleicht auch Ihre arme Seele zu verderben. Ich fürchte in Wahrheit, daß ich ein wenig wider mein Gewissen handele, wenn ich den Antrag meines Freundes Ihrentwegen annehme, und ihm eine Märrinn und beynabe Heydunn zur Frau verschaffe. Allein, ich fasse wiederum
»guten

»guten Muth, wenn ich bedenke, der gläubige
 »Mann löime das ungläubige Weib heiligen. Ih-
 »re Einwürfe wider diese Heurath sind so lächer-
 »lich, daß ich Sie nicht für so dumm halten und
 »glauben kann, Sie haben mir solche im Ernste
 »gemacht. Gedenken Sie, einen Mann dadurch zu
 »hintergehen, der so lange in der Welt gelebet
 »hat, als ich? Nein, meine liebe Richte, hof-
 »fen Sie das nicht. Ich entdecke den wahren
 »Bewegungsgrund Ihrer abschlägigen Antwort.
 »Ohne Zweifel ist Ihnen irgend ein Freygeist in
 »das Gesicht gefallen; und Sie gedenken, sich mit
 »ihm zu vereinigen, damit sie zusammen ohne
 »Zwang auf dem Wege des Verderbens fortlau-
 »fen können. Kann ich Sie aber, durch meinen
 »guten Rath, diesem Unglücke nicht entreißen:
 »so werde ich mich wenigstens der Sorge zu ent-
 »laden wissen, für Ihre Person und für Ihre
 »Seele Rechenschaft zu geben. Ich will Sie
 »entweder an einen rechtschaffenen Mann verge-
 »ben, der für Ihr Thun und Lassen stehen wird;
 »oder Sie mögen sich selbst nach Ihrer Phantasie
 »verthun, ohne daß ich mich darein mische; denn
 »ich will Ihrentwegen keine Unruhe haben. Ich
 »verlasse Sie. Denken Sie dem Glücke ernstlich
 »nach, welches Ihnen die Vorsicht zuschicket. Erin-
 »nern Sie sich der Zärtlichkeit, womit ich Sie zu
 »mir genommen habe. Dieses sollte mir wohl eini-
 »ge Gewalt über Ihr Gemüth geben und Sie ver-
 »mögen, meinem Rathe zu folgen.

Mein

Mein Oheim verließ mich nach dieser Rede; und ich beschäftigte mich sehr ernsthaft, die beyden Parteyen zu erwägen, die er mir vorschlug. Es schien mir, es wäre eine Art von Unzucht, wenn ich mich einem Manne ergäbe, dem ich nicht mein Herz geben könnte; die Eidschwüre, die ich würde gethan haben, ihn zu lieben, würden Meyneide gewesen seyn. Auf der andern Seite setzte ich mich allen Abscheulichkeiten der Armuth aus, wenn ich die Heurath ausschlug, die mir angetragen wurde. Ich blieb ohne Schutz, ohne Freunde, ohne Beystand.

Nach einigen Stunden Ueberlegung entschloß ich mich zur abschlägigen Antwort; und dieses geschah in Wahrheit mehr aus einem Gewissens- triebe, als aus Neigung. Es ist wahr, meine zärtliche Bedenklichkeit würde dabey gelitten haben, wenn ich einen Mann hätte annehmen sollen, für den ich die alleraltersinnigste Gleichgültigkeit hatte. Weil indessen mein Herz noch frey und meine Gemüthsart sanft war: so dachte ich zwar, ich würde gewiß nicht so unglücklich seyn, wenn ich dem Rathe meines Oheimes folgte, als wenn ich mich der Gefahr aussetzte, von ihm verlassen zu werden: allein, ich dachte auch zu gleicher Zeit, ich würde von Gewissensbissen grausam gemartert werden, wenn ich etwas thäte, was ich in meinem Gemüthe nicht rechtfertigen könnte.

Ich war, wie ich gesaget habe, in der Meinung erzogen worden, die Tugend allein könnte die

die Glückseligkeit des Menschen ausmachen; und die Dinge, welche durchgängig als Uebel angesehen werden, könnten die Glückseligkeit einer Seele nicht ändern, welche durch die Pflicht regieret wird, und in die Reizungen der Aufrichtigkeit wahrhaftig verliebt ist. Diese Grundsätze waren ohne Zweifel wahr: allein, nur bey einer wirklichen Tugend, und nicht bey derjenigen, wovon ich mir fausche Begriffe gemacht hatte. Ich entschloß mich also, ich wollte viel eher alle Gefahr laufen, als wider so lobenswürdige und so rühmliche Grundsätze handeln. Ich freuete mich sogar, daß ich Gelegenheit gefunden hatte, meine Verachtung gegen die Gunst oder Ungerechtigkeiten des Glückes zu zeigen. Mein Hochmuth gab meiner Standhaftigkeit Beyfall. Ich opferte also einer Leidenschaft die Bequemlichkeiten des Lebens auf: ich wurde aber wahrhaftig von mir selbst hinter das Licht geführt; und ich glaubete steif und fest, ich hätte keine andere Absicht, als durch mein Beispiel die Menschen zu lehren, daß eine stoische Tugend hinlänglich wäre, die Seele in den allerverdrüsslichsten Umständen zu erhalten.

Ich eröffnete meinem Oheime meinen Entschluß, und versicherte ihn zugleich, er hinderte mich nicht, alle Regungen der vollkommensten Erkenntlichkeit und Ehrerbietung für ihn zu haben. Ich betheuerte ihm, mein Ungehorsam hätte keine thörichte Liebe zum Grunde, sondern die Furcht, ich möchte mein Gewissen verlegen, wenn ich etwas thäte, welches es misbilligte. Die

Heurath,

Heurath, die er mir vorschläge, würde mich zwar reich machen: allein, ich achtete den Reichtum nicht so hoch, daß ich ihn der Tugend vorzöge, und diese letztere der Erwerbung desselben aufopferte. Ein mit den Lippen und nicht mit dem Herzen ausgesprochenes Gelübde wäre gewiß strafbar; und ich könnte, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, keine so feyerliche Verbindung selbst zu der Zeit treffen, da ich mich nicht fähig zu seyn fühlte, die Pflichten derselben zu erfüllen. Meine Neigungen kämen nicht auf mich an; mit einem Worte, es sollte kein Mann meine Hand haben, bevor er nicht den ersten Platz in meinem Herzen erhalten hätte.

Ich war erstaunet, daß meines Oheims Ungeduld mir erlaubet hatte, eine so lange Rede zu halten. Bey Betrachtung seines Gesichtes war es mir leicht, wahrzunehmen, daß der Zorn seine Zunge gehalten hatte. Er brach das Stillschweigen, um mich mit Vorwürfen zu überhäufen. Meine Gründe wurden als romanhafte Ungereimtheiten verurtheilet, welche ich selbst nicht glaubete. Er setzete hinzu, ich suchete ihn nur zu hintergehen, damit ich Zeit hätte und es mir leichter würde, eine schlechte Heurath zu thun. Ich mochte ihm immerhin betheuren, ich wollte nunmehr weder diesen, noch irgend einen andern Menschen heurathen: er blieb bey der Meynung, ein Mägdchen von meinem Alter könnte einen Mann, der ihr Glück machete, nicht so hartnäckig ausschlagen, als bloß weil sie für einen andern

bern eingenommen wäre. Er nahm den Himmel zum Zeugen wegen der Gerechtigkeit seines Zornes, wegen meiner Undankbarkeit und meines Ungehorsames; und nachdem er mir einen Bancozettel von funfzig Pfund Sterlingen, als das letzte Zeichen seines Mitleidens, gegeben hatte, so befahl er mir, ich sollte aus seinem Hause gehen, und verboth mir, ich sollte ihn niemals wieder vor das Gesicht kommen.

Ich nahm alle meine Standhaftigkeit zusammen, damit ich ihm für alle seine Wohlthaten danken könnte; und nachdem ich ihm eine tiefe Verneigung gemacht hatte, so gieng ich aus seinem Zimmer. Ich eilte, meine wenigen Kleider zusammen zu packen; und nach Verlaufe einer Stunde begab ich mich zu einer Person, welche bey meinem Vater in Diensten gewesen war, und mit Geräthe versehene Zimmer vermiet hete. Den andern Morgen stattete ich bey einem von meinen Vettern einen Besuch ab. Er war ein Sohn des ältesten Bruders meines Vaters. Er hatte den größten Theil der Güter der Familie bekommen, und sein Vermögen, durch die Heurath mit einer reichen Erbin, ansehnlich vermehret.

Weil wir bey Lebzeiten meines Vaters sehr vertraut mit einander gewesen waren, und ich wußte, daß er in einerley Grundsätzen mit mir war erzogen worden: so schmeichelte ich mir, ich würde bey ihm Trost und Freundschaft finden, wenn ich auch keinen Beystand erhalten könnte. Ich erzählte ihm meine Geschichte umständlich

Mag. f. i. L. III Theil.

B

und

und erwartete seinen Beyfall. Die Geberden der Verachtung aber, die sich in seinem Gesichte darstellten, so wie ich redete, zeigten mir, daß ich mich gröblich geirret hätte.

»Ey, welcher Teufel, sagete er zu mir, indem er mir in das Wort fiel, hat aus meiner lieben Ruhme ein so dummes Ding machen können, aus ihr, die ich stets für ein vernünftiges Frauenzimmer gehalten habe? Was für Thorheit, daß Sie die Wohlgelegenheit Ihres Oheim's verscherzet und sich dadurch an den Bettelstab gebracht haben, daß Sie eine so vortheilhafte Heurath ausgeschlagen! und warum denn, wenn es Ihnen beliebt? — Weil Sie keine Liebe zu Ihrem künftigen Gemahle hatten. — Welches sind doch die Leute, ich bitte Sie, die bey dem Heurathen ihre Neigung zu Rathe ziehen? Ich habe funfzehnhundert Pfund Sterling jährlich; und dieß scheint mir die Freyheit zu lassen, meinen Neigungen viel eher zu folgen, als Sie, die Sie nicht einen Schilling besitzen. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich so thöricht gewesen, und mein Herz und meine Augen zu Rathe gezogen, da ich mich verheurathete. Ich habe nur auf die dreyzehntausend Pfund gesehen, die mir meine Frau zubrachte, und ich habe nicht ein einziges Mal an ihr Gesicht oder an ihren Geist gedacht. Glauben Sie wohl, daß ich zween Pfenninge für die Frau gegeben hätte, die ich geheurathet habe? Nein, wahrhaftig nicht. Mit ihrem Gelde kann ich mir ein Cerail von
»Schön-

»Schönheiten anschaffen und meiner Neigung zum
 »Vergnügen willfahren. Was ist daran gelegen,
 »ob ein Ehemann oder eine Ehefrau liebenswür-
 »dig sind, wenn man durch Geld das ersetzen
 »kann, was ihnen abgeht? Sie, meine liebe
 »Muhme, Sie hatten eine Gelegenheit, eben so
 »reich zu werden, als ich, und folglich sich alles
 »das zu verschaffen, was Ihnen würde gefehlet
 »haben. Glauben Sie etwan, es würde sich
 »keine Mannsperson unterstanden haben, Ihnen
 »sein Herz anzubietthen, weil Sie vermählet ge-
 »wesen? Gerade umgekehrt. Jetzt, da Sie noch
 »ledig sind, würden Sie vielleicht viele Mühe ha-
 »ben, einen Liebhaber zu finden: wenn Sie aber
 »verheurathet seyn werden, so werden Sie zwanzig
 »für einen finden, weil sich solche nicht mehr fürch-
 »ten werden, sich weiter einzulassen, als sie wün-
 »scheten. Sie würden eine große Figur in der
 »Welt gemacht und sich einen Liebhaber ausge-
 »suchet haben, dergleichen man in den Romanen
 »findet; denn ich glaube nicht, daß es Ihnen
 »schwer gewesen seyn würde, den ehrlichen Jo-
 »hann Trott zu schonen, der Ihnen bestimmt
 »war.»

Mein Unwillen konnte sich bey Anhöhrung ei-
 ner solchen Rede nicht länger halten. Ich stund
 mit einem verächtlichen Gesichte gegen ihn auf
 und wollte weggehen. Dieser unwürdige Unver-
 wandte aber nahm mich bey dem Arme und sage-
 te zu mir: »Mein liebes artiges Mühmchen, le-
 »gen Sie das verdrüßliche Gesicht ab, und thun

nicht so verächtlich. Ich kenne Sie und habe noch wohl andere gekannt. Ueberlassen Sie denjenigen, die von den Pfaffen und Animen erzogen worden, die Furcht vor dem ewigen Feuer und die Angst, der Teufel möchte sie holen. Wenn sie der Stimme der Natur Gehör gäben, die ihnen anzeiget, sie sollten ein angenehmes Leben zu führen suchen: so würden sie nicht so gewissenhaft seyn. Lassen Sie dergleichen Frauenpersonen, sage ich, die Freiheit, daß sie auf eine thörichte Art tugendhaft seyn mögen. Sie haben viel zu viel gesunde Vernunft, als daß Sie ihrem Beispiele folgen sollten. Sie wissen, das Ziel ihres Daseyns ist sehr kurz; es ist also sehr vernünftig, daß Sie sich desselben zu Nutze machen und sich ohne Bedenken vergnügen.»

Er würde ohne Zweifel fortgefahren haben. Weil aber mein Zorn und Unwillen auf das Höchste gestiegen waren: so machte ich mich aus seinen Händen los und gieng mit den Worten fort: ich wollte ihm nicht zum andern Male Gelegenheit geben, meines Elendes zu spotten und meine Ohren zu besudeln. In der That, ich war fest entschlossen, niemals wieder in sein Haus zu kommen; und ich beobachtete diese Entschließung treulich.

Fr. Luise.

Nicht wahr, meine liebe Gut, das war doch ein rechter unwürdiger Mensch. Warum fragete ihm Fidelia nicht die Augen aus? Ich glaube, ich würde ihm ins Gesicht geschlagen haben.

Madem.

Madem. Gut.

Mir würde auch die Lust dazu angekommen seyn. Das Uebrige von dieser Geschichte ist gar zu lang, meine lieben Fräulein, als daß wir es unternehmen können, sie auf heute zu endigen. Wir wollen sie das nächste Mal fortsetzen.

Fräul. Lucia.

Sie sind recht grausam, meine liebe Gut. Ich bin in der größten Ungeduld und möchte gern sehen, wie es der armen Fidelity ergehen wird. Bis jezo finde ich sie vollkommen, wenn Sie ein wenig Hochmuth ausnehmen. Ich gestehe es, sie hatte schlechte Meinungen von der Religion: allein, daran war nicht sie, sondern ihr Vater Schuld.

Igfr. Eitelfreundinn.

Ich für mein Theil billige es sehr, daß sie dem Willen ihres Oheimes solchen Widerstand gethan hat. Ich finde, es ist nichts entsetzlicher auf der Welt, als wenn man einen Menschen heurathet, gegen den man keine Liebe hat. Sind Sie nicht meiner Meinung, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Hey weitem nicht, mein Schatz. Ich bin vielmehr überzeuget, daß diejenigen, die sich aus Liebe verheurathen, Gefahr laufen, sehr unglücklich zu werden.

Fräul. Lucia.

Wie, meine liebe Gut? Wollen Sie denn, daß man einen Menschen heirathen sollte, den

man nicht liebete, und vor dem man einen Abscheu hätte?

Madem. Gut.

Bermischen Sie das nicht, mein Schatz. Es ist ein großer Unterschied unter verliebt in eine Person seyn und einen Abscheu vor ihr haben. Ich würde einem Mädchen viel eher rathe, es sollte das Almosen betteln, als einen Mann nehmen, gegen den es Haß und Widerwillen hätte. Allein, wenn sie gegen ihn Hochachtung hat, welche auf die Kenntniß einer guten Gemüthsart gegründet ist: so ist solches hinlänglich, sie zu vermögen, daß sie ihm ihre Hand giebt; und die Erfahrung hat bewiesen, daß viel mehrere von dergleichen Heurathen gut ausgefallen, als von denen, die aus Neigung geschehen.

3gfr. Eitelfreundinn.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich werde mich niemals verheurathen, wofern ich nicht denjenigen recht liebe, den ich nehmen will.

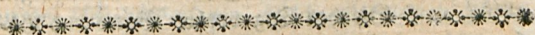
Bräul. Lucia.

Ich bin eben der Meynung; und ich werde, wie Fidelia, sagen: Wenn man sich verheurathet, so gelobet man an, man wolle seinen Mann lieben. Er ist ein Gefährte, den man erwählet, ein Herr, ein Führer, den man sich sezet. Diese Unterwerfung würde unerträglich seyn, wenn man denjenigen nicht liebete, welchen man diese Eigenschaften zugestehen will.

Madem.

Madem. Gut.

Ja, meine Fräulein, die Ehe würde eine unerträgliche Kette seyn, wenn man seinen Mann nicht liebet. Ich behaupte aber, ein vernünftiges Mägdchen, welches denjenigen ausgeforschet hat, den es heurathet, und bey dem diese Untersuchung die Hochachtung erzeuget hat, wird ihn unfehlbar lieben. Ich sage Ihnen nicht, es werde verliebt in ihn werden; nein, das ist nicht nöthig, eine Ehe glücklich zu machen. Sie wird ihn wie einen Freund lieben, der ihres Vertrauens würdig ist; und sie wird sich glücklich schätzen, ihm zu gehorchen, und seine Glückseligkeit vollkommen zu machen, so viel es auf sie ankömmt. Jungfer Eitelfreundinn, finden Sie sich doch bey der besondern Unterredung mit ein, die ich morgen mit diesen Fräulein halten werde; wir wollen diese Materie gründlicher abhandeln.



Das XVIII Gespräch.

Fräul. Luise, Fräul. Lucia, Jungf. Zina.

Jungf. Eitelfreundinn, Madem. Gut.

Fräul. Aufrichtig.

Madem. Gut.

Ich habe es gestern nicht für dienlich erachtet, länger und ausführlicher von denen Eigenschaften zu reden, welche nöthig sind, eine Ehe glücklich zu machen. Unsere Kinder werden es noch lange

nicht brauchen, von dieser Materie unterrichtet zu werden. Sie aber sind größtentheils dem Auge blicke nahe, da Sie sich verheurathen sollen. Es sind so gar zwö unter ihnen, die es unverzüglich thun werden. Ich bin also recht erfreut, daß ich Gelegenheit habe, Ihnen darüber meine Gedanken zu sagen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Sie haben mich angesehen, meine liebe Gut; hat man Ihnen gesagt, daß ich mich verheurathen würde?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Ich weiß mit am ersten alles, was Sie insgesammt angeht, so viel Ihrer hier sind. Weil man weiß, daß ich Sie liebe, und daß ich mich Ihrer annehme: so hat man nichts so dringendes, als daß man mir von Ihnen alles und jedes beichtet. Ich weiß den Morgen alles, was Sie den Tag vorher Gutes und Böses gethan haben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und was hat man Ihnen denn von mir gesagt? Ich bitte Sie, verhehlen Sie mir es nicht.

Madem. Gut.

Wer wird mir aber die Versicherung geben, daß Sie nicht werden löse auf mich werden, wenn ich Ihnen von ungefähr etwas unangenehmes möchte zu sagen haben, vornehmlich in Gegenwart dieser Fräulein?

Jgfr.

Igfr. Eitelfreundinn.

Sie sind alle zusammen meine vertrauesten Freundinnen; wenigstens schmeichle ich mir damit: Sie können also in ihrer Gegenwart immer reden. Außer dem, wenn Sie durch das öffentliche Gerede von mir etwas erfahren haben, so hat es vielen Anschein, sie wissen das auch schon, was Sie mir zu sagen haben.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Vielleicht sind Sie es in der ganzen Stadt nur allein, die das nicht weiß, was ich Ihnen sagen will.

Agfr. - Eitelfreundinn.

In Wahrheit, Sie machen, daß ich zittere und bebe. Also ist es denn in aller Leute Mäulern?

Madem. Gut.

Ja, meine liebe Freundin; und unter der großen Anzahl Personen, welche Sie lieben, findet sich nicht eine, die das Herz gehabt hat, es Ihnen zu melden. Vermuthlich liebe ich Sie mehr, als die andern; weil ich dieses verdrückliche Werk über mich nehme, und mich der Gefahr aussetze, Ihre Freundschaft durch eben dasjenige zu verlieren, was mich derselben am würdigsten macht.

39fr. Eitelfreundinn.

Mein, meine liebe Gut, Sie werden meine Freundschaft nicht verlieren. Ich habe zwar viele Fehler, aber doch wenigstens den nicht, daß ich auf diejenigen böse werde, die mir meine Feh-

ler sagen, wenn ich Ursache habe, zu glauben, daß sie es nur aus Freundschaft thun.

Madem. Gut.

Ich bin überzeugt, Sie werden mir die Gerechtigkeit erweisen und glauben, es geschehe nur aus diesem Bewegungsgrunde, daß ich mich wage, Ihnen unangenehme Sachen zu sagen.

Raum hat man es in der Stadt erfahren, daß Sie mir die Ehre thäten und von mir Lehren annähmen, so hat man sich eifrigst bemühet, mir Ihre Abschilderung zu machen. Die Maler hatten Ihnen nicht geschmeichelt; und es hat nur an mir gelegen, daß ich nicht eine recht übele Meynung von Ihnen gefasset habe. Allein, weil ich die Bosheit der Welt kenne: so habe ich mein Urtheil aufgeschoben; und ich habe Sie mit vieler Sorgfalt ausgeforschet, damit ich wüßte, woran ich mich halten sollte.

Igfr. Eitelfreundinn.

Nun gut, was haben Sie dean entdeckt?

Madem. Gut.

Daß Sie in denen meisten Dingen unschuldig sind, die man Ihnen aufbürdet; daß man bey dem allen aber Ursache gehabt hat, Sie deren zu beschuldigen, weil Sie zu diesen falschen Urtheilen durch Ihre Unvorsichtigkeiten und durch Ihre übele Aufführung Anlaß gegeben haben. Das Wort ist einmal heraus, meine wertheste Freundinn; ich muß es rechtfertigen; hören Sie mich recht aufmerksam an.

Sie

Sie sind schön; und das ist Ihnen nicht unbekannt: Sie werden sehr reich werden; und das weiß jedermann. Dieses ist genug, einen Haufen eifersüchtiger Personen wider Sie aufzubringen, und sie zu vermögen, daß sie Ihre Aufführung scharf untersuchen, damit sie Sie in einen übeln Ruf bringen können. Hätten Sie nur ein wenig nachgedacht: so würden Sie eingesehen haben, daß die Vortheile, die Sie haben, diese Wirkung hervorbringen mußten; und das würde Sie vermocht haben, sich mit tausendmal mehr Behutsamkeit aufzuführen, als andere, damit Sie der Bosheit nicht Anlaß gäben, zu lästern. Aber daran ist gar nicht gedacht. Es scheint, Sie seyn mit Ihren Feinden einig geworden, und Sie haben gewettet, Sie wolten ihnen alle Augenblicke Gelegenheit geben, übel von Ihnen zu reden.

Agfr. Eitelfreundinn.

Aber, mein Gott! meine liebe Gut, was thue ich denn so außerordentliches?

Madem Gut.

Ich will es Ihnen sagen. Anfänglich sind Sie sehr unbesonnen; hernach so ziemlich hühlerhaft, oder wie man es lieber nennen will, coquet. Sie haben sich den Kopf mit gefährlichen Romanen angefüllt; ich habe dergleichen oftmals unter Ihren Büchern bemerkt. Da Ihr Geist mit lauter verliebten Begebenheiten umhüllet ist: so haben Sie geglaubet, es müßten alle Mannspersonen von Ihren Reizungen ganz eingenommen seyn. Ich will noch mehr sagen, Sie haben es

ge

gewünscht; und Sie haben die Unvorsichtigkeit gehabt, dieselben solches merken zu lassen. Sie sind vergangenen Sommer an einem Orte gewesen, woselbst viele fremde Officier waren. Diese Herren sind von Natur galant; man suchete, wer Ihnen die besten Liebkosungen vorschwätzen könnte. Sie hielten die Betheurungen, welche sie bey Ihnen verschwendeten, für aufrichtig. Jedoch, mein Schatz, da diese Herren nicht mehr in Ihrer Gegenwart waren: so machten sie sich eine Lust daraus, daß sie sich über Ihre Leichtgläubigkeit aufhielten, daß sie Sie lächerlich machten. Ich befand mich vor vierzehn Tagen an einem Orte, wo ein Paar von diesen Herren waren. Ich nannte Sie als ein Frauenzimmer, das viel Verstand und Verdienste hätte: ich erregete damit ein großes Gelächter, als wenn ich das aller ungereimteste Zeug gesagt hätte. Wahrhaftig, sagte eine Frau zu mir, Sie haben doch eine ganz gewaltige Liebe für Ihre Schülerinnen; und Sie müssen sehr eingenommen seyn, daß Sie an der da Verstand finden können. Ich war neulich bey einem verdienstvollen Fräulein, welches das Lesen sehr liebet und eine gute Bibliothek hat. Jungfer Eitelfreundinn trat herein, und bey Erblickung dieser Bücher sieng sie an, zu lachen, wie eine Narrinn, und fragete dieses Fräulein, was sie mit so vielen Büchern machen könnte? Ich lese sie mit Vergnügen, antwortete die andere. Darauf verdoppelte sich das thörichte Gelächter; und dieses dumme Thier schwur, der Anblick ei-

ner

ner solchen Bibliothek wäre schon hinlänglich, ihr Kopfschmerz zu verursachen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ist es möglich, daß man das so hoch aufgemuget hat? Es ist wahr, meine liebe Gut, ich habe diese Thorheit begangen. Sie wissen aber doch, daß ich das Lesen liebe. Allein, ich war bey einer Frau, welche diejenigen Frauenzimmer lächerlich machte, die etwas anders wissen, als sich putzen und aßerreden. Ich that es nur, um ihr nachzuahmen.

Madem. Gut.

Da sehen Sie, was die böse Gesellschaft thut. Man muß es gestehen, die Hälfte von Ihren Fehlern ist derselben zuzuschreiben. Doch ich komme wieder auf die Unterredung, wovon Sie der Inhalt waren.

Ich weiß wohl, sie ist albern, sagete einer von diesen Officieren: dem ungeachtet aber würde ich mich sehr wohl darnach bequemen. Sie ist schön; und noch mehr, sie ist sehr reich; das würde sich zu meinen Sachen vortreflich schicken.

Aber, sagete sein Kamerad zu ihm, du bist doch recht dreust, daß du auf ein solch Mägdchen denkst. Sie ist schon in ihrem siebenzehnten Jahre coquett. Man bessert sich davon niemals; und vermuthlich bist du nicht eifersüchtig.

Höre, sagete der andere zu ihm: sie ist im Grunde tugendhaft. Es ist wahr, man darf nicht darauf bauen, daß sie es immer seyn wird. Eine Frauensperson, die gefallen will, findet endlich

lich einen, der ihr gefällt. Ich würde nichts sparen, ihr diesen Satz einzuprägen; und wenn ich damit nichts ausrichten könnte, so würde ich bald meine Partey ergriffen haben; ich würde sie bey dem mäßigsten Jahrgelde, welches ich ihr nur geben könnte, immer coquett seyn lassen, und mich mit ihrem Eingebrachten lustig machen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich weine vor Bosheit, meine liebe Gut. Ich errathe es fast, wer diese Rede geführet hat. Der Verräther! Er rühmete alle meine Fehler, und man sollte geglaubet haben, er wäre sterblich verliebt in mich.

Madem. Gut.

Vielleicht war er es auch, mein Schatz. Die Mannspersonen hegen alle Tage Liebe für die Frauenspersonen, die sie verachten. Diese beyden Gesinnungen stimmen sehr wohl mit einander. Es ist wahr, die erste dauret nicht lange. — Doch wir wollen das zu Ende bringen, was Sie angeht. Ich hatte behauptet, Sie hätten Verstand; und das ist wahr. Sie haben sehr viel Verstand von der Natur empfangen, der Ihnen bis auf diesen Tag zu nichts gedienet hat. Sie sind in einer groben Unwissenheit; Sie sagen, Sie lesen gern; ja, eitele Bücher. Sie haben sich niemals auf etwas befeißigen wollen. Wenn Sie nur vom Morgen bis auf den Abend herumlaufen und sich bey Frauenzimmer von Ihrer Gemüthsart befinden und von Ihren Liebhabern reden können: so sind Sie vergnügt. Zittern Sie, mein Schatz; diese

dieserjenigen verächtlichen Weiber, welche, ungeachtet ihres Ranges, die Materie zu allen elenden Spöttereien des gemeinsten Pöbels sind; diese Weiber haben nicht anders angefangen, als Sie.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich wollte lieber diese Stunde sterben, als ihnen jemals gleich seyn.

Madem. Gut.

Ich bin davon überzeuget, mein Schatz, Sie wollen es aufrichtig; und folglich werden Sie alle Mittel ergreifen, die ich Ihnen anzeigen werde, ein so großes Uebel zu vermeiden. Das erste und wichtigste ist, daß Sie die bösen Gesellschaften aufgeben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich kenne kein einziges Frauenzimmer, welches nicht sehr tugendhaft ist und einen guten Ruf hat.

Madem. Gut.

Sie irren sich gewiß. Die Frauenzimmer, mit denen Sie umgehen, sind tugendhaft; wenigstens glaube ich es: allein, sie haben keinen guten Ruf. Es sind, so wie Sie, Personen voller Zerstreuung, die nichts weiter in ihrem Kopfe haben, als das Vergnügen und die Begierde, zu gefallen; und das ist genug, den guten Ruf der tugendhaftesten Frauensperson zu Grunde zu richten. Untersuchen Sie über dieses: wovon unterreden Sie sich, wenn Sie zusammen sind? Von Ihrem Puge, von denen Herren, die Sie kennen, von dieser ihren Liebeshandeln, von je-

ner

ner ihrem Liebhaber. Alle diese eiteln Unterredungen unterhalten und ernähren die Neigung, die Sie zu Kleinigkeiten haben. Diese müssen Sie durchaus ablegen. Die Vorsicht beut Ihnen ein leichtes Mittel dazu an; sie hat Ihnen die Bekanntschaft und Freundschaft dieser Fräulein hier verschaffet; Sie haben solche seit einiger Zeit hindangesetzt; sie werden es Ihnen verzeihen, ich bin es versichert. Eilen Sie und brechen ohne Verstellung mit den andern. Ich sage, Sie müssen eilen; Sie haben nicht einen Augenblick zu verlieren. Sie stehen auf dem Puncte, um Ihren guten Namen zu kommen; und ungeachtet der Freundschaft, die ich für Sie habe, würde ich doch bald in meinem Gewissen verbunden seyn, diesen Fräulein zu rathen, daß sie allen Umgang mit Ihnen aufhoben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich habe alles Uebrige mit Geduld angehört: dieses letztere aber kann ich nicht ertragen; man sollte denken, wenn man Sie reden höret, ich sey ein Mägdchen, das ein böses Leben führet.

Madem. Gut.

Man würde Sie verrathen, wenn man Ihnen die Wahrheit verhehlen wollte. Nein, mein Schatz, Sie sind kein Mägdchen, welches ein böses Leben führet. Sie haben einen Abscheu vor dem Laster. Ich wiederhole es Ihnen aber, Sie sind auf dem Wege, der dahin führet. Ich könnte Ihnen zehn Frauenzimmer von dem vornehmsten Stande nennen, die sich dadurch,
daß

daß sie eben diesem Wege nachgegangen sind, in Schande gebracht haben. Die Coquetterie führet eben sowohl dahin, als die Zerstreuung. Diejenigen, welche diesen Gefährlichkeiten entgehen, entgehen ihnen nur durch ein Wunderwerk. Wir wollen freymüthig reden, mein Schatz; ich weiß alles. Sie sind kaum achtzehn Jahre alt, und haben schon zween Liebsten gehabt. Zum guten Glück für Sie fanden Sie anfänglich einen Gefallen an einem rechtschaffenen redlichen Manne, der niemals einen Gedanken hatte, die Neigung zu mißbrauchen, die er bey Ihnen erregt hatte. Jetzt haben Sie einen andern Liebsten; es ist wahr, man geht auf eine Heurath, die sich schon schicken könnte. Sie wissen aber auch eben so gut, als ich, daß Ihr Herr Vater nicht viel Lust zu dieser Heurath hat, und daß es wohl geschehen könnte, daß er seine Einwilligung nicht dazu gäbe: alsdann würden Sie tausenderley unangenehmen Reden ausgesetzt seyn.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Weil wir offenherzig reden, meine liebe Gut: so geht es nicht an, daß ich Ihnen etwas verberge. Ich habe Lust, mich zu verheurathen, und ich habe gute Ursachen dazu. Ich habe keine Mutter mehr; und mein Vater, der nicht im Stande ist, mich in die Welt zu führen, ist folglich verbunden, mich bald der einen, bald der andern Frau anzuvertrauen; und sie stehen mir nicht alle gleich gut an. Sie werden sagen, ich müßte weniger ausgehen. Das ist recht gut: aber ich habe großen

Mag. f. j. L. III Theil.

E

Ver-

Verdruß zu Hause. Meine jüngere Schwester ist meines Vaters Abgott; und mit dieser Schwester läßt es sich höchst beschwerlich umgehen. Das ist es, warum ich selbst mein eigen zu werden wünsche; und diese Begierde ist der Grund, warum ich mich bestrebe, zu gefallen, oder die Quelle meiner Coquetterie, wie man es zu nennen beliebt. Denn ich will mich nur an einen Mann verheurathen, der mich liebet, und den ich auch lieben kann.

Madem. Gut.

Sehr wohl; es ist Recht, daß Sie einen Mann nehmen, den Sie lieben können: es ist aber nicht nothwendig, daß Sie ihn vorher lieben; und das ist so gar sehr gefährlich. Ich glaube, Sie sind viel zu gut erzogen, als daß Sie sich wider Ihres Herrn Vaters Willen verheurathen wollten. Wie würde es Ihnen nun ergehen, wenn Ihre Neigung mit seinem Willen nicht zusammenstimmte? Sie sprechen alle junge unbesonnene Leute in der Stadt. Unter diesen Leuten wird schon einer fähig seyn, ihr Herz zu berücken, es so gar zu rühren. Alsdann wird von zweyen Dingen eines geschehen müssen; entweder Sie müssen ihn wider Willen Ihres Vaters heurathen, wenn er Ihnen seine Einwilligung nicht geben will; oder Sie müssen ihn über lang oder kurz mit unendlicher Mühe aus Ihrem Herzen reißen. Ich will setzen, Sie könnten durch Ihr ungestümes Anhalten, von Ihrem Papa die Erlaubniß erlangen, sich nach Ihrem Sinne zu verheurathen: so werden Sie einen Mann

Mann nehmen, ohne daß Sie ihn kennen. Man muß mit kaltem Geblüte einen Menschen untersuchen; und das hat man nicht, wenn man liebet. Sie werden Ihren Liebhaber für das achte Wunderwerk in der Welt halten; Sie werden ihm Vollkommenheiten andichten; Sie werden seine Fehler entschuldigen. Er wird vor Ihnen nur heftig verliebt, nur unterthänig erscheinen. Sie werden sich überreden, das müsse ewig so werden; und ich könnte Ihnen zuschwören, das werde bald nach Ihrer Verheurathung verschwinden. Es ist gewiß, nur bloß die auf Hochachtung gegründeten Empfindungen können stets dauern. Sie, meine liebe Freundin, sind von einer solchen Gestalt, welche Liebe erwecken kann: Ihre Aufführung aber ist bisher nicht geschikt gewesen, viele Hochachtung zu erwecken; folglich wollte ich wohl schwören, Sie können nur einen unbesonnenen, einen eiteln Menschen an sich ziehen, der nicht nachdenkt; und was können Sie auf dergleichen Gemüthsart bauen?

Ich hatte eine überaus liebenswürdige Freundin von sechzehn Jahren. Ein junger Mensch, der sie von ungefähr sah, wurde gleich bey dem ersten Anblicke verliebt in sie; und sie fühlte eben die Empfindungen für ihn. Weil er viel reicher war, als sie, und er wußte, daß sein Vater sehr geizig war: so war die Verzweiflung das erste und einzige Hülfsmittel, welches er wider sein Unglück fand. Er schloß sich in ein abgelegenes Zimmer ein, und brachte darinnen drey Tage

ohne Essen und Trinken zu. Man fand ihn von ungefähr ohne Verstand; und man hatte viele Mühe, daß man ihm noch das Leben erhielt. Sie sahen, daß er recht ernstlich verliebt gewesen. Sein Vater glaubete, er wollte ihn schon von seiner Leidenschaft heilen, und ließ ihn ein Paar Jahre reisen. Da er aber sah, daß er noch viel verliebter, als jemals, wieder zurückgekommen war: so wußte er es so anzustellen, daß er nach Indien gehen mußte. Er fand ein Mittel, seine Geliebte noch erst vor seiner Abreise zu sprechen; er schwur ihr eine ewige Liebe zu, und bath sie flehentlich, sie möchte drey Jahre warten, ehe sie sich an einen andern verspräche, wobey er zu ihr sagete, wenn sie in der Zeit keine Nachricht von ihm erhalten hätte, so würde es ein gewisses Zeichen seyn, daß er nicht mehr lebete.

Fünf Jahre verflossen, ohne daß dieses arme Mädchen, welches man das schöne Hanneken nannte, ein Wort von ihm reden hörte. Unter der Zeit machete sich ein rechtschaffener wackerer Mann an sie; und da sie von ihrer Familie geplaget wurde, so entriß man ihr die Einwilligung, ihn zu heurathen. Sie liebete ihn nicht: sie hielt ihn aber sehr hoch; und sie konnte sich nicht enthalten, zu gestehen, er hätte alle Eigenschaften, sie glücklich zu machen.

Den Tag vor ihrer Trauung erhielt sie einen Brief von ihrem alten Liebhaber, der ihr schon viele andere Briefe geschrieben hatte, die aber verloren gegangen waren. Es brauchte nichts weiter,

weiter, ihr den Kopf schwindlicht zu machen. Sie brach ihre vorhabende Heurath ab; und zween Jahre darnach, da ihr Liebhaber ein Mittel gefunden hatte, wieder nach Europa zu kommen, heurathete sie ihn. Sie berheten einander an: sie kannten sich aber nicht. Sechs Monate in der Ehe waren hinlänglich, ihnen die Augen zu eröffnen. Das schöne Hännchen hatte sich Rechnung gemacht, ihr Mann würde beständig ihr Liebhaber seyn. Sie hielt ihn für sehr ungerecht, als sie die Entzückungen verschwinden sah, wozu er sie gewöhnet hatte. Sie beklagete sich darüber, sie weinete. Das erste Mal trocknete er ihre Thränen ab, und versprach, er wollte seine ersten Flammen wiederum zeigen.

Allein, ich habe es Ihnen gesagt, die Liebe ist eine überhingeende Empfindung, die gar zu lebhaft ist, als daß sie ewig seyn könnte: und das Allerglücklichste, was einem Paare Verliebten bezeugen kann, wenn sie Eheleute geworden sind, ist, daß sie aus deren Asche eine zärtliche Freundschaft entstehen sehen. Dieses geschieht allezeit, wenn die Hochachtung der Liebe zuvor gekommen ist; und fast niemals, wenn sie nicht ihre Gefährtniß gewesen.

Der Mann mochte es immerhin versprechen und sich immerhin dazu anreizen: er wurde seiner unnützen Bemühungen bald überdrüssig, und die Klagen seiner Frau fielen ihm verdrüsslich. Sie brachte es dahin, daß sie ihm verhaßt wurde; er gab ihr Nebenbuhlerinnen, die er mit der Hef-

tigste liebete, womit er sie geliebet hatte. Diese Aufführung hatte die Wirkung, die man davon erwarten mußte. Sie brachte die Frau dahin, daß sie ihn auch hassete, und sie sah den Todestag ihres Mannes als den schönsten Tag ihres Lebens an.

Einige Jahre darnach traf sie von ungefähr den Liebhaber oder vielmehr den Freund an, welchen sie zu heurathen im Begriffe gewesen war und mehr als einmal bedauret hatte. Er war damals ein Mann von vierzig Jahren, der von den lärmenden Vergnügungen zurückgekommen war und eine vernünftige Gefährtin suchete, mit der er sein Leben still hinbringen könnte. Hanneken war nicht mehr das schöne Hanneken. Ihr Kummer und Verdruß hatten sie dergestalt verändert, daß sie nicht kenntlich war. Sie erstaunete sehr, als ihr alter Liebhaber ihr den Antrag that, die Heurath wieder zu erneuern, die sie zerrissen hätte.

„Madame, sagete er zu ihr, ich will Sie nicht hintergehen. Ich bin nicht verliebt; und ich werde es auch vermuthlich nicht werden. Ich biete Ihnen aber meine Freundschaft, meine Hochachtung, mein Vertrauen an. Wenn diese zu Ihrer Glückseligkeit hinlänglich seyn können, und wenn Sie im Stande sind, mir eben das anzubieten: so hoffe ich, Ihnen alles das wieder gut zu machen, was Sie erlitten haben.“

Hanneken, welche der Liebe überdrüssig geworden, wollte die Freundschaft versuchen. Sie gab ihrem Freunde die Hand; und sie erfahren jetzt

jetzt wirklich eine Glückseligkeit, die sich nicht ausdrücken läßt. Diese Glückseligkeit ist niemals durch irgend eine Wolke gestört worden. Ihre Empfindungen vermehren sich von Tage zu Tage und ihr beständiger Wunsch ist, an einem und eben dem Tage mit einander zu sterben, damit sie nicht ein Leben zu ertragen haben, welches ihnen unerträglich seyn würde, wenn sie getrennet wären.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Run, das begreife ich nicht, meine liebe Gut, wie ein Mägdchen mit einem Manne glücklich seyn könne, der viel älter ist, als sie?

Madem. Gut.

Ein Mann, der nur acht Jahre mehr hat, als seine Frau, ist nicht viel älter, als sie; und es wäre zu wünschen, daß solches allezeit so wäre. Wenn ich eine Freundin hätte, die mich um Rath fragete: so würde ich ihr allezeit sagen, sie sollte einer Mannsperson nicht trauen, die noch nicht acht und zwanzig bis dreyßig Jahre alt wäre. Vor dieser Zeit ist die Gemüthsart einer Mannsperson noch nicht völlig gebildet; ihre Leidenschaften sind noch in aller ihrer Wallung, und man weiß nicht, was man auf das Künftige davon hoffen kann.

Fräul. Lucia.

Ich denke so, wie Sie, meine liebe Gut. Als ich sagete, ich wollte mich nicht ohne Liebe verheurathen: so geschah es bloß, weil ich keine

deutlichen Wörter hatte, meine Begriffe auszudrücken. Ich verstund unter Liebe eine auf Hochachtung gegründete Freundschaft, und um mich der Worte der Fidelity zu bedienen, ich werde meine Hand nur demjenigen geben, der den ersten Platz in meinem Herzen hat. Ich bin auch wegen der Zärtlichkeit der Empfindungen und des ungezogenen Wesens ihrer Meynung. Die Grobheit scheint mir an einer Person unerträglich zu seyn, mit der man sein Leben zubringen soll. Dieser Fehler läßt sich alle Augenblicke spühren; und ich kann auch Fideleien nicht tadeln, daß sie einen Mann ausgeschlagen, der grob war.

Madem. Gut.

Bemerken Sie doch, Jungfer Eitelfreundinn, den Unterschied, welchen das Lesen ganz verschiedener Bücher in ihrem Verstande gemacht hat. Das Fräulein Lucia, welches niemals andere, als ernsthafte Bücher gelesen, hat nicht eben den Begriff von dieser thörichten Leidenschaft, womit Sie unaufhörlich beschäftigt sind; weil Sie dieselbe in den Romanen auf eine angenehme Art und nicht so, wie sie in der That ist, abgeseildert sehen. Ein tugendhaftes und kluges Mädchen suchet gar nicht die Gelegenheiten, ihr sein Herz zu überliefern, sondern flieht sie vielmehr sorgfältig und sparet nichts, sich frey zu erhalten, damit es im Stande sey, ohne Widerstreben einen Mann von der Hand seiner Welterne anzunehmen.

Jeſo

Jeho will ich dem Fräulein Lucia antworten. Die Vorsehung, mein Schatz, hat Sie in den Stand gesetzt, daß Sie sich nach Ihrem Sinne verheurathen können. Sie haben vollauf; Sie sind unter den Augen solcher Aeltern, welche Sie lieben und nur suchen, Sie glücklich zu machen. Nichts verbindet Sie daher, mit dem Heurathen zu eilen. Sie haben Zeit, nach Ihrem Gefallen zu wählen; und Sie werden sehr wohl thun, wenn Sie sich nicht eher, als den Augenblick verbinden, da Sie in einer einzigen Person die schätzbaren und liebenswürdigen Eigenschaften vereiniget finden. Die göttliche Vorsehung scheint Ihnen diese Erlaubniß durch die Umstände zu geben, worein sie Sie gesetzt hat. Fideliens und tausend anderer Personen ihre sind ganz unterschieden. Wie viele Mägdechen giebt es nicht, denen die Umstände andere Gesetze auflegen? und ohne unser Beyspiel zu verlassen, so hätten die Klugheit, Fideliens Zustand, die Gewißheit, worinnen sie war, daß sie mit einem Manne friedlich leben könnte, dem nichts, als Annehmlichkeit, abgieng, ihr anzeigen sollen, daß die Vorsehung diese Heurath wollte. Schätzbare Eigenschaften soll man niemals hindan setzen; es würde besser seyn, Hungers zu sterben, als einen unredlichen lasterhaften Menschen zu heurathen. Wenn er aber Redlichkeit und Tugend hat: so muß man in vielen Gelegenheiten wegen des Uebrigen ein Auge zudrücken.

Glauben Sie wohl im Ernste, mein Schatz, einen vollkommenen Mann zu finden, bey dem

Sie nichts werden auszustehen haben? Sie würden sich sehr irren, wenn Sie es hofften. Die am besten gepaarten, die glücklichsten Ehen haben noch Beschwerden, und ihre Ruhe besteht nur durch Aufopferung ihrer gegenseitigen Reigungen und durch eine gegenseitige Geduld. Fidelia hätte denken sollen, Gott schreibe ihr das Gesetz vor, sie sollte die Heurath ergreifen, die man ihr antrüge, weil sie ihr kein anderes Hülfsmittel darboth. Sie würde dadurch die Unglücksfälle vermieden haben, die sie in der Folge erfuhr. Ich sage Ihnen dieses nur überhaupt; man kann insbesondere nichts entscheiden, weil unendlich viel Umstände die Natur der Sache verändern.

Es ist Zeit, daß wir schließen. Ich hoffe, Jungfer Eitelfreundinn wird einigen Nutzen aus dieser Unterredung schöpfen. Das gemeine Gerücht wird es mir melden, daß sie sich geändert habe.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das gemeine Gerede wird sehr sorgfältig seyn, Ihnen meine Thorheiten zu wiederholen: ich müßte aber eine Heilige werden, wenn es nicht ein Wort mehr davon sagen sollte.

Madem. Gut.

Verzeihen Sie mir, mein Schatz, ich sage mit Madame Sevigne: das gemeine Gerede ist weder thöricht, noch ungerecht. Es vermindert das Gute; es hat die Gewohnheit, das Böse zu vergrößern: es fällt aber einer Person, die solches kennet,

kennet, sehr leicht, eine genaue Rechnung zu machen. Im Grunde sind seine Urtheile sicher: es sind nur einige kleine Dinge zu vermehren oder zu vermindern.

Das XIX Gespräch.

Madem. Gut.

Sie wissen, meine Fräulein, wir hatten das letzte Mal nicht Zeit, etwas von der Erdbeschreibung zu sagen. Wir müssen solches heute wieder einbringen. Fangen Sie an, Fräulein Verständig.

Frl. Verständig.

Ich habe noch von dem Amazonenlande zu reden. Es hat seinen Namen daher. Als Franz de Drellana den großen Strom darinnen hinauf fuhr: so traf er Weiber an, die mit Bogen und Pfeilen so fertig umzugehen wußten, als die geschicktesten Indianer. Sie stritten wider ihn so tapfer und hitzig, da er an das Land steigen wollte, daß er es nicht ins Werk richten konnte. Nun waren die Amazonen in der alten Geschichte dergleichen streitbare Weiber gewesen; man nannte also diese tapfern Americanerinnen mit deren Namen, und brauchte solchen in der Bestallung, die Drellana als Statthalter über das Land an diesem Flusse erhielt. Die Luft ist daselbst heißer, als in irgend einem andern Theile von America. Indessen

Indessen findet man doch daselbst fruchtbare Weiden, vornehmlich an den Flüssen. Man glaubet, es gebe Goldadern darinnen; weil die Wilden oftmals Gold bringen: bis jezo aber hat noch niemand in das Innere des Landes dringen können. Man sieht keine Städte daselbst. Es geht ein großer Fluß hindurch, den man eben den Amazonenfluß oder auch wohl Marañon nennet. Es wohnen verschiedene Völkerschaften an solchen, die sich auf unterschiedene Art von einander unterscheiden. Einige stecken sich die Ober- und Unterlippe, die Nase unten auf beyden Seiten, die Backen und das Kinn voller Federn und dünnen Pfeile acht bis zehn Zoll lang. In diesem Aufpuge sehen ihre Gesichter nicht anders aus, als Stachelschweine. Andere drücken die Köpfe ihrer Kinder mit kleinen Bretterchen vor der Stirne und hinten dicht zusammen, daß sie ganz platt werden und oben in die Höhe wachsen, und an den Seiten sehr schmal sind. Dieses halten sie für eine Schönheit, und nennen die andern, die ihre Köpfe so lassen, wie wir sie haben, zum Spotte, Kürbisköpfe. Noch andere zerren sich die Ohren so lang, daß sie ihnen bis auf die Schultern hängen und heißen deswegen Großohren. Sie leben auch nach unterschiedenen Sitten und Gewohnheiten und sollen einige Menschenfreßer darunter seyn. Die Jesuiten haben einige Missionen daselbst angeleget, woraus nach und nach Flecken geworden und bald Städte entstehen werden.

Was

Was den nördlichen Theil von America oder Nord-America anbetrifft, so weiß man noch nicht recht, ob es eine große Halbinsel, oder ein festes Land ist; denn man ist noch nicht bis an das Ende desselben gekommen. Die bekannten Gränzen desselben sind diese. Gegen Norden wird es von der Hudsonsbay und von einer Straße gleiches Namens eingeschränket. Man weiß nicht, was jenseits der Hudsonsbay oder des christlichen Meeres ist. Gegen Osten wird es von dem Nordmeere und der Erdenge Panama begränzet; gegen Süden von dem mexicanischen Meerbusen und dem Südmeere. Dieses Meer begränzet es auch gegen Westen.

Fräul. Geistreich.

Aber, meine liebe Gut, warum geht man denn nicht weiter in das Land hinein, weil man doch einmal da ist?

Madem. Gut.

Man hat es oftmals versucht, mein Schatz, und man behauptet, America hänge entweder an Asien oder sey auch nur durch eine Meerenge davon abgesondert. Viele Seeleute haben diese Straße durch die Hudsonsbay gesucht: sie sind aber durch große Berge von Eise aufgehalten worden. Es ist nicht leichter, diesen Weg zu Lande zu finden, da das äußerste Ende von Nord-America in dem kältesten Erdgürtel liegt.

Frä. Charlotte.

Meine liebe Gut, ich habe einmal, da ich noch ganz klein war, ein Buch gelesen, wovon ich

ich den Namen vergessen habe. Ich glaube aber, es war eine Beschreibung von einer Reise der Holländer. Sie reiseten gegen Norden von Europa; ich glaube, es war in der Gegend der Straße Weigatz. Auf einmal fand sich ihr Schiff mitten im Eise und war rund herum davon umgeben. Es waren ganze große Berge davon da, so daß es nicht möglich fiel, weiter vorzurücken oder wieder zurück zu gehen. Sie mußten also die Partey ergreifen und aussteigen. Sie giengen über das Eis weg und kamen nach Neu-Zemla. Alles, was sie aus ihrem Schiffe nur fortbringen konnten, nahmen sie mit. Sie brachen es sogar in Stücken und brachten die Bretter davon an das Land. In diesem Lande war eine große Menge großer weißer Bären; die stellten ihnen nach und würden sie alle aufgefressen haben, wenn sie sich nicht in Acht genommen hätten. Eines von diesen entsetzlichen Thieren führte auch wirklich einen Holländer fort und zerriß ihn in Gegenwart seiner Gefährten: sie konnten aber dem armen Menschen nicht zu Hülfe kommen, noch ihn retten. Diese armen Leute sahen wohl, sie würden hier an diesem Orte so lange bleiben müssen, bis das Eis geschmolzen wäre. Sie machten also eine Hütte in der Erde und bedecketen sie mit Brettern fast wie ein Haus. Weil es überaus kalt war: so machten sie ein Kohlf Feuer an, welches aber so stark dampfete, daß sie bald davon ersticket wären. Sie mußten geschwind hinausgehen, daß sie nur wieder frische Luft schöpfeten. Darauf machten sie

sie einen großen Rauchfang, wie einen Schorstein oder eine Feuermauer, und brachten viele Monate unter der Erde zu. Sie tödteten Bären und Füchse; sie aßen das Fleisch davon und machten sich Kleider und Mägen von den Fellen, wovon sie das Rauche inwendig lehreten. Einige Zeitlang, da es am allergrimmigsten kalt war, sahen sie keine Bären mehr; denn diese Thiere giengen auf dem Eise über das Meer, und begaben sich vermuthlich in ein anderes Land, wo es nicht so gar kalt war. Am allerfürchterlichsten dabey war, daß es die ganze Zeit über, da sie sich daselbst aufhielten, immer Nacht blieb; denn die Sonne war auf der andern Seite, und sie hatten nur einige Stunden Dämmerung, das ist, es kam nur ein klein wenig Schimmerlicht und machte den Himmel ein wenig hell, so wie es etwan bey uns des Abends, wenn die Sonne schon eine Weile untergegangen ist. Gegen das Ende des Winters kamen die Bären wieder, und sie wollten durch den Rauchfang zu ihnen hinein. Dieses nöthigte die Leute, daß sie viele geladene Flinten nahmen, sie aufspanneten und auf solche Art in den Rauchfang stellten, daß die Bären, wenn sie hinunter steigen wollten, solche losdrücketen, und sich also selbst todtshossen. Endlich, als der Tag wieder kam, giengen sie aus ihrem Loche heraus, und machten sich von den abgerissenen Brettern ihres Schiffes ein großes Fahrzeug. Ehe sie noch von diesem elenden Orte abreiseten, schrieben sie dasjenige auf einen hölzernen Pfahl, was ihnen begegnet

begegnet war, damit es denen zur Nachricht dienen könnte, die das Unglück haben möchten, und in dieses Land kämen. Darauf giengen sie zu Schiffe, so bald das Eis aufgegangen oder gebrochen war. Viele starben unterwegs von den großen Beschwerden. Die übrigen kamen glücklich, glaube ich, zu Amsterdam an, wo sie mit ihren Kleidern von Fellen in die Kirche giengen.

Frä. Maria.

Die Haut schaudert einem recht dabey, meine liebe Gut. Glauben Sie wohl, daß irgend ein menschliches Geschöpf in diesem Lande ist?

Madem. Gut.

Vielleicht wohl, mein Kind. Vordem glaubete man nicht, daß es Einwohner in dem heißen Erdgürtel gäbe, weil es daselbst gar zu heiß wäre. Indessen ist doch dieses Land sehr bevölkert. Wenn Gott unter die Pole hat Einwohner setzen wollen: so wird er ihnen ohne Zweifel auch Leiber gegeben haben, welche fähig sind, der Kälte zu widerstehen. Wir müssen aber die fernere Erklärung von Nord-America bis auf das nächste Mal aussetzen und unsere biblischen Historien hersagen. Fangen Sie an, Fräulein Maria.

Frä. Maria.

Cyrus, der in unserer Bibel Cores genannt wird, welches aber einerley ist, hatte nunmehr Babylon eingenommen, und regierte in diesem Lande nebst seinem Oheime Darius Cyarares,
wel-

welcher viel Vertrauen auf Daniel setete. Dieser letzte wies dem Cyrus bald im Anfange seiner Regierung eine recht besondere Prophezehung des Propheten Jesaias von ihm. Sie war in diesen Worten abgefasset.

Ich spreche zu Cores: er ist mein Hirt und soll allen meinen Willen vollbringen, daß man zu Jerusalem sage: Sey gekauet! und zum Tempel! Sey gegründet! So spricht der Herr zu seinem Gesalbten, dem Cores, den ich bey seiner rechten Hand ergreife, daß ich die Völker vor ihm unterwerfe und den Königen das Schwert abgürte, auf daß vor ihm die Thüren geöffnet werden; und die Thore nicht verschlossen bleiben: Ich will vor dir hergehen und die Höfer eben machen; ich will die ehernen Thüren zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen; und will dir die heimlichen Schätze und die verborgenen Kleinode geben, auf daß du erkennest, daß ich der Herr, der Gott Israel, dich bey deinem Namen genennet habe. Ja, ich rief dich bey deinem Namen und nennete dich, da du mich noch nicht kanntest. Er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen loslassen.

Cyrus erstaunete sehr darüber, da er sah, daß der Prophet alles so vorher gesagt hatte, was ihm geschehen war, und was er noch thun sollte. Er ließ also ein Geboth ausgehen, und

Mag. f. i. L. III Theil.

D

es

es in seinem ganzen Königreiche bekannt machen; das lautete so:

Der Herr, der Gott vom Himmel, hat mir alle Königreiche im Lande gegeben, und er hat mir befohlen, ich soll ihm zu Jerusalem in Juda ein Haus bauen. Wer nun unter euch seines Volkes ist, mit dem sey sein Gott, und er ziehe hinauf gen Jerusalem in Juda und baue das Haus des Herrn, des Gottes Israel. Und wer noch übrig von ihnen ist, es sey an welchem Orte es wolle, wo er ein Fremdling ist, dem helfen die Leute seines Ortes mit Silber und Golde, Gute und Viehe, aus freyem Willen, zum Hause Gottes in Jerusalem.

Er gab ihnen auch die silbernen und goldenen Gefäße und das andere Geräthe wieder, was Nebucadnezar aus dem Hause des Herrn genommen hatte, und wollte, es sollte ihnen sonst auf alle Art und Weise von seinen Unterthanen Vorschub zu diesem Baue geschehen. So bald diese Befehle ausgefertigt waren, zog eine große Anzahl Juden wieder in ihr Land. Sie fiengen an, zu Jerusalem den Grund zu einem neuen Tempel zu legen. Der Bau desselben gieng aber nur langsam von Statten, ob sich wohl Esra, ein großer Schriftgelehrter in dem Geseze Mose und frommer Mann, alle Mühe dabey gab. Die Samariter wollten mit ihnen bauen und gaben vor, sie behereten eben den Gott an, dem die Juden dienten. Diese aber hielten sie nicht für rechtgläubig und

und sageten, es geziemete sich nicht, daß sie das Haus des Herrn mit einander baueten; sie wollten es allein bauen, wie ihnen Cyrus befohlen hatte. Das verdroß jene; und sie stecketen sich hinter die Staatsbedienten des Königes; da denn das Werk auf allerhand Art gehindert wurde. Nach des Cyrus Tode gab man die Juden bey dem neuen Könige für ein aufrührisches Volk an, welches ihm ungehorsam und schädlich werden würde, so bald die Stadt und der Tempel wieder gebauet wären. Er ließ es ihnen also nachdrücklich verwehren; und der Bau unterblieb bis unter des Darius Hystaspis Regierung. Von diesem erhielt sein Mundschent, Nehemia, einen neuen Befehl, man sollte den Bau wieder anfangen und vollenden, und zugleich wurde ihm auch erlaubet, daß er die Mauern von Jerusalem und ihre Thore wieder könnte aufführen lassen. Nun hatte er zwar noch viele Hindernisse dabey und die Leute mußten stets mit dem Degen an der Seite bauen und oftmals mit der einen Hand bauen und mit der andern ihr Gewehr halten. Endlich aber kam der Bau doch zu Stande. Da der Tempel nun fertig war: so ließ man das Volk zusammen kommen, damit solcher eingeweihet würde. Einige weineten vor Freuden, daß sie den Tempel wieder aufgebauet sahen; andere, welche noch die Pracht und Herrlichkeit des vorigen Tempels gesehen hatten, weineten vor Betrübniß; denn er dünkete sie gar nichts dagegen zu seyn. Der Prophet Haggai aber sagete zu ihrem Troste: „Der

„Herr Zebaoth spricht: Es soll die Herrlichkeit
 „des letzten Hauses größer werden, denn des er-
 „sten gewesen ist; und ich will Friede geben an
 „diesem Orte; da soll denn kommen aller Heyden
 „Trost; und ich will dieß Haus voll Herrlichkeit
 „machen, spricht der Herr Zebaoth.“

Frl. Geistreich.

Ich begreife diese Prophezeung nicht, meine
 liebe Gut.

Madem. Gut.

Hören Sie die Erklärung, die man davon
 geben kann, mein Schatz; und es ist gar nicht
 möglich, eine andere davon zu geben. Welches
 ist der Friede Gottes gegen die Menschen? Es ist
 Jesus Christus; er ist es, der uns mit seinem
 Vater versöhnet hat. Der Prophet wollte uns
 also durch diese Worte anzeigen, wie groß auch die
 Herrlichkeit des Tempels Salomons gewesen, so
 würde sie doch der Herrlichkeit dieses letztern nie-
 mals gleich kommen, welcher mit der Gegenwart
 des versprochenen Messias und eines Mensch gewor-
 denen Gottes würde beehret werden.

Bewundern Sie doch, meine Fräulein, mit
 was für Deutlichkeit Gott den Cyrus angekün-
 diget hatte. Er nennet ihn nicht nur bey seinem
 Namen, sondern er bezeichnet auch seine Thaten.
 Sie werden es sehen, wenn Ihnen das Fräulein
 Geistreich des Cyrus Leben erzählen wird. Fräu-
 lein Hestig, erzählen Sie uns das, was den Pro-
 pheten Daniel betrifft.

Frl.

Fräul. Hestig.

Daniel war ein großer Prophet, welcher von seiner Kindheit an die Geborthe des Herrn fleißig und treulich beobachtete. Nebucadnezar hatte befohlen, man sollte unter den Kindern der vornehmen gefangenen Juden einige aussuchen, welche wohl gewachsen, schön, klug und vernünftig wären, damit sie an seinem Hofe dienen könnten. Man gab sie unter die Aufsicht eines Hofmeisters, welcher sie in allen Dingen unterrichten mußte, die sie bey denen Verrichtungen nöthig hatten, wozu sie am Hofe und in des Königes Diensten sollten gebraucht werden. Unter ihrer Lehrzeit sollten sie aus der königlichen Küche gespeiset werden, damit sie fett würden und ein gutes Ansehen bekämen. Daniel aber, und noch drey andere jüdische Knaben, die so, wie er, den Herrn fürchteten, nahmen sich vor, sie wollten nicht von diesen Speisen essen, damit sie sich nicht verunreinigten. Sie sageten also zu ihrem Hofmeister: Das Gesetz unsers Gottes verbiethet uns, wir sollen nicht von Ihrem Fleische essen; erlauben Sie uns daher nur, daß wir bloß Zugemüse essen. Der Hofmeister antwortete ihnen: Ich wollte es euch wohl erlauben: aber ich fürchte mich vor meinem Herrn, dem Könige. Denn wenn ihr nichts als Zugemüse äßet, so würdet ihr blaß und mager werden; und wenn der König dann wahrnähme, daß ihr elender und verfallener ausfähet, als die andern Knaben eures Alters, so würde er mich strafen. Doch Daniel

D 3

sagete:

fragete: Versuchen Sie es nur zehn Tage und lassen Sie uns Zugemüse geben; und wenn Sie denn finden, daß wir nicht so gut aussehen, als die andern Kinder, die von des Königes Speisen essen, so können Sie doch noch thun, was Sie wollen. Der Hofmeister war so gut und that ihnen diesen Gefallen. Er versuchete es zehn Tage; und da er sah, daß sie noch schöner und besser bey Leibe waren, als alle andere, die aus der königlichen Küche gespeiset wurden, so ließ er sie essen, was sie wollten, und die andern Speisen wegthun. Als nun ihre Lehrzeit aus war, und man sie dem Könige vorstellte: so gefielen ihm unter allen keine besser, als Daniel und seine drey andern Spielgesellen. Sie wurden des Königes Diener; und er fand sie auch in allen Sachen, um die er sie fragete, klüger und verständiger, als die andern.

Einige Zeit darnach hatte der König Nebucadnezar einen Traum, davor er erschrock, daß er aufwachete. Er war sehr unruhig darüber, dachte ihm einige Zeitlang nach und schlief endlich wieder ein. Den andern Morgen, da er aufstund, wollte er seinen Traum erzählen: aber er hatte ihn vergessen, und konnte sich auch gar nicht wieder darauf besinnen. Er ließ alle Gelehrte, Sternseher, Wahrsager und Zeichendeuter holen; die sollten ihm sagen, was ihm geträumet hätte, und was der Traum bedeutete. Sie entschuldigten sich aber, das könnte kein Mensch auf der Welt und wenn er noch so gelehrt wäre, sondern nur
allein

allein die Götter, die nicht unter den Menschen wohnten: wenn der König ihnen seinen Traum erzählte, so wollten sie ihn wohl ausdeuten: aber daß sie selbst ihm erst sagen sollten, was er für einen Traum gehabt hätte, das wäre unmöglich, und das hätte auch noch kein König von irgend einem Gelehrten gefordert. Allein, sie mochten sich entschuldigen, wie sie wollten, Nebucadnezar blieb dabei, sie müßten wissen, was ihm geträumet hätte, und sie sollten es sagen, weil sie doch wissen wollten, was der Traum bedeutete; sonst wären sie nur Lügner, und ihre ganze Kunst Betrügerey. Er wollte keine Ausreden annehmen, sondern drohete ihnen mit dem Tode, wosern sie nicht thäten, was er verlangte. Das war aber keine Möglichkeit für sie; und darüber wurde der König so böse, daß er befahl, man sollte alle Gelehrte und Weise in Babylon umbringen. Der Befehl wurde vollzogen; und Daniel und seine Mitgesellen waren auch mit darunter begriffen. Er erkundigte sich, da man sie suchete, daß sie sollten hingerichtet werden, woher doch ein so strenger Befehl käme. Man zeigte es ihm an; und er begab sich zu dem Könige, und bath ihn um einige Frist, so wollte er es ihm alles sagen. Die gab ihm der König; und Daniel gieng nach Hause und bethete mit seinen drey Mitgesellen; und da offenbarte es ihm Gott des Nachts durch ein Gesicht. Darüber lobete und pries Daniel erst Gott und ließ sich darauf zum Könige führen. Er meldete ihm seinen Traum, und legete ihm her-

nach solchen aus. Der König erstaunete gewaltig darüber; er fiel auf sein Angesicht zur Erde und bethete vor Danieln seinen Gott an; er befahl auch, man sollte ihm Speisopfer und Räucheropfer thun, und sagte: Es ist kein Zweifel, euer Gott ist ein Gott über alle Götter und ein Herr über alle Könige. Daniel und seine Mitgesellen wurden darauf von ihm reichlich beschenkt und zu großen Ehren erhoben.

Fräul. Charlotte.

Dieser Nebucadnezar war doch ein rechter wunderlicher seltsamer Herr, daß er etwas unmögliches verlangte und die Leute deswegen zum Tode verdammete.

Madem. Gut.

Dies ist eine von den schädlichen Wirkungen der Erziehung, die man den Prinzen und Großen giebt; und die zu der Zeit noch schlimmer war, als zu dieser, wenn sie gleich nicht übel ist. Ihre Schmeichler bereden sie, alle Geschöpfe seyn erschaffen, ihnen zu gehorchen; es sey ein Verbrechen, welches nicht zu verzeihen sey, wenn man ihnen widerstehe. Sie gewöhnen sich so sehr, niemals einen Widerspruch zu haben, daß sie verlangen, man solle ihnen auch in den allerlächerlichsten Dingen gehorchen. Die Aeltern haben dieserwegen Schwachheiten, die man ihnen nicht verzeihen kann; und sie sehen nicht, daß sie ihre Kinder dadurch verderben, daß sie solche gewöhnen, zu sehen, wie sich alles nach ihrem Eigen-

Eigenfinne richtet und bequemet. Ich muß Sie doch eine kleine Begebenheit belachen lassen, die ich habe vorkommen sehen.

Eine gewisse Frau, die sonst viel Verstand hatte, war in diesem Stücke eben nicht gar zu vernünftig. Sie hatte nur einen einzigen Sohn, und fürchtete sich so sehr, sie möchte ihn krank machen, wenn sie ihm widerspräche, daß er ein kleiner Tyrann geworden war. Er gerieth bey dem geringsten Widerstande in Wuth, den man bey seinem allerwunderlichsten Begehren zu thun sich untersteng. Der Mann dieser Frau, ihre Aeltern, ihre Freunde stellten ihr vor, sie würde dieses liebe Kind verderben; alles war vergeblich. Eine lächerliche Begebenheit that mehr, als alle die Gründe, die man ihr angeführet hatte.

Sie war eines Tages in ihrem Zimmer und hörte ihren Sohn auf dem Hofe erschrecklich weinen. Er zerfragete sich das Gesicht aus Bosheit, weil ihm ein Diener etwas versagete, was er haben wollte. „Ihr seyd doch ein rechter großer unvernünftiger Kerl, sagete sie zu dem Diener, daß ihr dem Kinde nicht gebet, was es verlangt; gleich den Augenblick thut es und gebet es ihm. — Bey meiner Seele, Madame, antwortete der Bediente, er könnte bis morgen früh schreyen und bekäme es doch nicht.“

Ueber diese Antwort wurde die Frau so ergrimmt, daß sie fast das böse Wesen bekommen hätte. Sie lief in den Saal, wo ihr Mann mit einigen guten Freunden war, und bath ihn, er

möchte mitkommen und den unverschämten Kerl aus dem Hause jagen, der ihr so widerstände. Der Mann, welcher eben so schwach gegen seine Frau, als sie gegen ihren Sohn, war, zuckete die Achseln und folgte ihr: und die Gäste begaben sich an das Fenster und wollten sehen, was es denn gäbe. »Wie könnet ihr, grober Hache, sagete er zu dem Bedienten, so dreust seyn, daß ihr das nicht thut, was euch die Frau befiehlt, und dem Kinde nicht geben wollet, was es verlangt!

»Wahrhaftig, gnädiger Herr, sagete der Diener, die gnädige Frau kann es ihm ja nur selbst geben. Er hat vor einer Viertelstunde den Mond in einem Eimer voll Wasser gesehen, und nun will er, ich soll ihm denselben geben.»

Auf diese Worte konnte sich der Herr und die ganze Gesellschaft nicht enthalten, in ein großes Gelächter auszubrechen. Die Frau selbst mußte lachen, ob sie gleich sehr böse war; und nachher schämte sie sich über diesen Auftritt so sehr, daß sie sich besserte und einen artigen Knaben aus dem allerunartigsten Kinde zog. Wie viele Mütter würden nicht eine solche Begebenheit nöthig haben, damit sie lerneten, daß sie es ihren Kindern nicht angewöhnen sollten, dasjenige durchaus zu wollen, was sie wollen?

Frl. Maria.

Ich fange an, dasjenige zu glauben, was Sie mir vor zweyen Jahren sageten, ein hartes Leben erhielt die Gesundheit. Denn Daniel und seine Gefährten.

Gefährten befanden sich besser, da sie Gemüse aßen, als diejenigen, die wohl lebten.

Jgfr. Landmänninn.

Braucheten Sie erst dieses Beyspiel, ehe Sie meiner lieben Gut glaubeten? Ich bin so völlig überzeugt, daß Sie mich nicht wird betriegen wollen, daß ich ohne Untersuchung alles glaube, was sie mir sagt.

Madem. Gut.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Schatz. Sie haben aber vergessen, daß wir eins geworden sind, wir wollten niemanden auf sein Wort glauben, wofern er nicht Beweise von dem gäbe, was er sagete.

Frl. Maria.

Ist es möglich, daß es sich mit guten Gründen beweisen läßt, man befinde sich besser, wenn man mäßig, ja so gar hart lebet, als wenn man herrliche Mahlzeiten hält?

Madem. Gut.

Sehr möglich, mein Schatz. Setzen Sie, der König schenke uns einer jeden ein Fuder Kohlen und sage dabey: Gehet mit diesen Kohlen ja recht sparsam um; denn ihr werdet euer ganzes übriges Leben lang keine andere wieder bekommen, dasjenige dabey kochen zu lassen, was ihr essen werdet; und es soll euch doch nicht erlaubt seyn, etwas zu essen, das nicht gekocht ist. Was würden Sie thun, Fräulein Maria, damit Sie Ihre Kohlen sparen?

Frl.

Frl. Maria.

Ich würde diejenigen Speisen aussuchen, die am leichtesten zu kochen wären und am wenigsten Kohlen hinnähmen. Aber meine liebe Gut, was haben denn diese Kohlen, die man sparen müßte, und das harte Leben für eine Verwandtschaft mit einander?

Madem. Gut.

Ich will es Ihnen sagen, mein Kind. Gott giebt uns einer jeden, wenn wir auf die Welt kommen, ein gewisses Theil Feuer. Dieses Feuer, welches in unserm Magen ist, kochet die Dinge, die wir essen, das ist, es verdauet sie. Die Personen, die ein mäßiges Leben führen, schonen dieses Feuer; denn Sie sehen wohl ein, man brauchet nicht so viel, ein Gemüse zu kochen und zu verdauen, als ein Stück Rindfleisch. Außerdem so ist eine mäßige Person nicht allein leicht zu verdauende Speisen; sondern sie ist auch davon wenig und nur bloß so viel, als sie zur Erhaltung ihres Lebens brauchet. Die Gefräßigen hingegen eilen, daß sie ihr Feuer alle machen. Sie legen gar zu große Stücken zum Kochen hinein; sie legen alle Augenblicke welche hinein. Nun muß man aber sterben, wenn dieses Feuer alle ist, und bey den Gefräßigen dauret es nicht lange. Es geschieht selten, daß diejenigen, deren Bauch ihr Gott ist, lange leben; und es ist gewiß, wenn es einige unter ihnen giebt, die zu einem hohen Alter kommen, so würden sie noch viel länger gelebet haben, wenn sie mäßig gewesen wären. Die größte Anzahl ist im vierzigsten Jahre

Jahre alt, und kommt nicht über sechzig. Wenn sie älter werden: so sieht man, daß sie krank, unbehelflich und sich und andern unerträglich werden. Dieß ist die erste Ursache, welche beweist, daß das mäßige Leben zur Erhaltung der Gesundheit gut ist.

Jgfr. Landmänninn.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich bin von Natur nicht gefräßig, und ich wollte sehr wohl von Zugemüßen leben. Wenn ich es aber auch wäre, so würde mich das, was Sie gesagt haben, leicht vermögen, daß ich mich, zur Erhaltung meiner Gesundheit, davon besserte. Wenn man aber auf einmal sterben könnte, ohne krank zu werden: so würde der Vortheil, bis in das Alter zu leben, nicht verdienen, daß man sich zwänge. Das Leben ist schon so lang!

Madem. Gut.

Ich dachte in meinem vierzehnten Jahre so, wie Sie. Sechzig Jahre schienen mir so entfernt zu seyn, daß ich niemals glaubete, solche zu erreichen. Indessen näherte ich mich doch denselben; und diese Anzahl Jahre, die ich schon gelebet habe, kommt mir nur wie ein Traum vor, wovon mir nichts mehr übrig ist, als das wenige Gute, welches ich gethan habe, und die Bedauerung der Zeit, die ich verloren habe. Diese Zeit wird kostbar, so wie sie uns entfleucht; und man kleeht im funfzigsten Jahre mehr an der Welt, als im funfzehnten.

Jgfr.

Jgfr. Landmänninn.

Das begreife ich nicht. Wenn man mir, ehe ich auf die Welt gekommen wäre, alles umständlich vor erzählet hätte, was für ein Leben man darin-
nen führen muß; und wenn man mir alsdann die Wahl gelassen hätte, ob ich auf die Welt kommen wollte; ich glaube, ich wäre nicht in die Versuchung gerathen, daß ich hätte da seyn mögen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Nun, das ist doch das allersonderbarste, was ich jemals gehört habe. Sie sind denn also wohl recht unglücklich, Mademoiselle, weil es Ihnen in der Welt so verdrüsslich fällt?

Jgfr. Landmänninn.

Ich glaube nicht, daß jemand in der Welt so glücklich ist, als ich. Mein Vater und meine Mutter haben tausenderley Gütekeit gegen mich. Sie kommen allem meinen vernünftigen Begehren zu-
vor; und Gott thut mir die Gnade, daß ich kein anderes habe. Ich besitze keinen so großen Reich-
thum, daß ich mich vor den Unruhen desselben fürchten dürfte; ich habe auch eben so wenig Ursa-
che, die Armuth zu befürchten. Ich weiß, man wird mich niemals zwingen, daß ich mich wider meine Neigung verheurathen soll; und wenn ich Lust habe, mich zu verheurathen, so wird man mich nicht daran verhindern. Dieß sind meine Umstän-
de; und indessen glaube ich doch nicht, daß es der Mühe werth sey, daß ich mich sehr an das Le-
ben hange.

Fräul.

Frl. Luise.

Aber kurz um, mein Schatz, was kann Ihnen denn das Leben so zuwider machen?

Jgfr. Landmänninn.

Ich möchte Sie sehr gern fragen, mein Fräulein, was kann Ihnen denn das Leben so annehmen machen? Uebrigens glauben Sie nur nicht, daß ich das Leben hasse; nein, gar nicht; es ist mir nur bloß sehr gleichgültig; und ich würde nicht eine Stecknadel darum geben, daß ich vielmehr in dem einen, als in dem andern Alter stürbe.

Madem. Gut.

Damit wir unsere Verabredung erfüllen, mein Schatz, so müssen Sie uns sagen, was Sie für Ursachen haben, daß sie auf eine so außerordentliche Art denken.

Jgfr. Landmänninn.

Das ist nicht schwer, meine liebe Gut. Ich sehe, es habe ein Mensch hundert Jahre gelebet. Was hat er während dieser Zeit gethan? Er hat wenigstens dreyßig Jahre lang geschlafen. Ist er verbunden gewesen, nur eine einzige Stunde des Tages Leute zu sprechen, die ihm gleichgültig gewesen: so sind das vier Jahre, wo er aus Wohlstande lange Weile und Ueberdruß gehabt hat. Vier andere Jahre werden angewandt, des Morgens aufzustehen und sich des Abends wieder niederzulegen. Da sind schon acht und dreyßig Jahre

Jahre von diesem Leben verloren. So gut auch seine Gesundheit gewesen seyn mag: so werden doch alle die Augenblicke, worinnen er etwas gelitten hat, wenn man sie zusammen nimmt, wohl zwölf Jahre ausmachen; und da hat man denn schon fünfzig. Sie können nicht leugnen, meine liebe Gut, daß es nicht allerhand Unruhen, allerhand Verdrüßlichkeiten in dem Leben gebe. Ich halte dafür, es habe der freieste, der glücklichste Mensch wenigstens zwei Stunden des Tages, eines in das andere gerechnet, worinnen er sich anders beschäftigt, als er es wohl wünschete. Dieses machet acht Jahre, die in der Unruhe zugebracht werden; welches denn schon acht und fünfzig Jahre sind. Setzen Sie die sechs oder auch nur vier ersten Jahre seines Lebens hinzu, so werden solches zwei und sechzig ausmachen. So wenig gefräßig man auch ist, so ist es doch eine höchstverdrüßliche Sache, daß man verbunden ist, vielmal in einem Tage von neuem zu essen. Man brauchet dazu wenigstens zwei Stunden; das sind wiederum acht verlorene Jahre, welche zusammen siebenzig ausmachen. Auf diese Art würde also ein Mensch, welcher hundert Jahre am allerglücklichsten in der Welt gelebet hätte, nur dreißig Jahre gehabt haben, die er nach seinem Sinne hätte anwenden können. Was soll man sagen, wenn er selbst oder die Personen, an die er einigen Antheil genommen, Krankheiten oder Unglücksfälle gehabt hätten?

Madem.

Madem. Gut.

Was haben Sie darauf zu antworten, meine Fräulein? Denken Sie nicht, die Jungfer Landmänninn habe wohl Recht?

Fräul. Lucia.

Nein, meine liebe Gut. Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich mir die Freyheit nehmen will, ihr zu widersprechen. Man verderbet oder verliert seine Zeit nicht, wenn man ist, wenn man schläft, wenn man seine Geschäfte verrichtet, und so gar wenn man leidet. Dieß sind Pflichten, welche uns die Vorsehung auferleget hat, daß wir sie erfüllen sollen; und es muß uns nicht verdrüsslich fallen, unsere Pflichten zu erfüllen, und wenn sie auch noch so beschwerlich wären. Ich finde, der Gedanken, ich gehorche Gotte, ich vollbringe seinen heiligen Willen, ist vermögend, uns in den allergeheimlichsten Beschäftigungen ein Vergnügen schmecken zu lassen.

Madem. Gut.

Die Jungfer Landmänninn hat als eine heidnische Philosophinn und das Fräulein Lucia als eine chrisiliche einen Ausspruch gethan. Behalten Sie es wohl, mein Schatz, das Leben ist ein Geschenk des Schöpfers, und es ist eine Undankbarkeit, wenn wir solches mit Ekel oder auch nur mit Gleichgültigkeit annehmen. Wenn wir bedächten, daß es uns in der Absicht gegeben worden, den Himmel zu erwerben: so würden uns alle Augenblicke desselben kostbar zu seyn scheinen. Diese

Mag. f. j. L. III Theil.

E

Gleich-

Gleichgültigkeit gegen das Leben, welche auf den ersten Anblick lobenswürdig zu seyn scheint, ist im Grunde also gar nicht lobenswürdig. Man muß des Lebens mit Vergnügen genießen, weil es uns Gott gegeben hat. Alsdann aber hängt man nicht anders an demselben, als bloß weil es von ihm kommt; und man verläßt es daher auch ohne Widerwillen, wenn er es für dienlich erachtet, uns dessen zu berauben.

Fräul. Charlotte.

Sie haben uns eine Ursache angegeben, welche uns beweist, die Mäßigkeit verlängere das Leben. Gibt es noch andere Beweise von dieser Wahrheit?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz: ich befürchte aber, es möchten diesen Fräulein Zeit und Weile dabey lang werden, wenn ich so lange aus der Naturlehre rede.

Frl. Hestig.

Ich bin die kleinste in der Gesellschaft, und ich muß am wenigsten Verstand haben. Indessen werden mir doch nicht Zeit und Weile dabey lang; folglich müssen auch die andern keine lange Weile dabey haben.

Madem. Gut.

Wie nun, Fräulein Hestig? Sie reden schon auf geometrische Art? Sie setzen einen Grundsatz; Sie ziehen eine Folge daraus: Sie werden eine vortreffliche Fertigkeit darinnen bekommen.

Frl.

Fr. Hestig.

Das ist sehr lustig, meine liebe Gut; ich habe alles das gethan, ohne daß ich es gewußt habe. Haben Sie doch die Gürtigkeit und erklären mir das, was ich gethan habe.

Madem. Gut.

Sie setzen anfänglich voraus, eine verständige Person könne keine lange Weile haben, wenn sie etwas lerne; und diese Voraussetzung ist richtig. Sie nehmen darauf an, der Verstand müsse den Jahren gemäß seyn. Das ist nicht allezeit wahr, aber kurz, es sollte so seyn. Auf diese beyden Voraussetzungen gründen Sie Ihren Satz: Ich bin die jüngste, ich muß also am wenigsten Verstand haben. Dieß ist die Folge aus Ihrer Voraussetzung, welche der Grundsatz von einer andern Folge wird, die diese ist: Mir werden nicht Zeit und Weile dabey lang, da ich doch weniger Verstand habe, als die andern; die andern, welche mehr Verstand besitzen, als ich, müssen also auch keine lange Weile dabey haben: denn es ist wahr, der Verstand verhindert, daß einem die Zeit nicht lang wird, wenn man etwas lernet.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich habe also bis hieher gar keinen Verstand gehabt; denn diese schönen Sachen haben mir allezeit viele lange Weile gemacht; ich fange denn also jetzt an, Verstand zu bekommen; denn sie fangen an, mir die Zeit zu vertreiben.

E 2

Madem.

Madem. Gut.

Recht vortreflich, meine Fräulein. Wenn wir in diesem Tone fortfahren: so wird es sehr schwer seyn, Sie in Zukunft zu hintergehen. Weil Ihnen dieses, nach dem Grundsatz, den das Fräulein von Hestig gesetzt hat, die Zeit vertreiben muß, meine Fräulein: so will ich Ihnen noch einen andern physischen Beweis geben, daß die Mäßigkeit das Leben verlängere.

Bemerken Sie, meine Fräulein, daß Sie alle Tage größer werden: Sie werden nicht allein größer, sondern Sie werden auch dicker. Ihre Knochen werden stärker und länger; und dieß wird alle Tage zunehmen bis auf eine gewisse Zeit. Ihre kleinen Armechen, welche jetzt so schwach sind, Fräulein Hestig, werden mit den Jahren gute starke Arme werden, wie meine. Sie wissen also, dieses Wachsthum kömmt von der Nahrung, die Sie zu sich nehmen. Alles, was Sie essen und trinken, geht, nach einigen Vorbereitungen, die in dem Munde geschehen, hinunter in den Magen.

Agfr. Schönmichinn.

Und was sind das für Vorbereitungen? Haben Sie doch die Güte und sagen es.

Madem. Gut.

Sie essen vielmals des Tages, meine Kinder, und haben doch wohl noch nicht einmal über die Menge von Geräthe nachgedacht, womit die Vorsehung Sie versehen hat, daß Sie sich ernähren können. Anfänglich hat sie Ihnen zweyerley Zähne

Zähne gegeben; die einen sind wie Messer gemacht, und die andern wie Mörser. Glauben Sie ja nicht, daß sie solches nur von ungefähr gethan hat. Siebraucheten Schneidezähne, das ist scharfe Zähne, damit Sie ihre Nahrung oder Speise erstlich in grobe Stücke zertheilen könnten. Hätten Sie aber nur diese Zähne allein gehabt: so würden Sie sehr verlegen gewesen seyn. Diese groben Stücke würden nicht durch Ihre Kehle haben gehen können, und Sie würden in Gefahr gewesen seyn, zu erwürgen. Wenn sie über dieses so grob in Ihren Magen kämen: so würden Sie eine gar zu große Menge Feuer aufgewandt haben, dieselben zu kochen. Dieser Unbequemlichkeit vorzubeugen, hat Ihnen Gott die Backenzähne gegeben, das ist diejenigen, die wie Mörser gemacht sind, welche Ihre Speisen zermalmen und zu Pulver stoßen. Merken Sie aber hierbey an, meine Fräulein, wenn dieses Pulver trocken wäre: so würde es Sie auch noch erwürgen, wenn Sie es hinunter schlucketen. Damit Sie solches nun desto leichter thun könnten: so mußte dieses Pulver mit Wasser durchknetet werden; und da wird es ein klarer und weicher Teig. Zu diesem Ende hat Ihnen Gott viele Wasserbehälter in den Mund gesetzt. Dieses Wasser ist in denen Drüsen eingeschlossen, die man Speicheldrüsen nennet. Es ist salzig und dienet nicht allein, einen Teig aus Ihren Speisen zu machen, sondern sie auch aufzulösen und zur Gährung zu bringen.

Igfr. Sophie.

Was will das sagen, unsere Speisen auf-
lösen?

Madem. Gut.

Von demjenigen, was wir essen, sind nicht alle Theile geschikt, uns zu ernähren; und unsere Speisen würden diese Wirkung nicht hervorbringen, wenn wir sie so verschlucketen, wie sie sind. Verschlucken Sie einmal Rüffe, ohne sie zu kauen, Erbsen und viele andere Dinge: Sie werden sie so ganz wieder von sich geben, wie Sie solche zu sich genommen haben. Es hat nicht die geringste Nahrung für Sie davon kommen können; denn Ihr Magen hat nicht Hitze genug gehabt, sie zu zerquetschen, zur Gährung zu bringen, und diejenigen Theile, die sie bey sich behalten sollen, von denjenigen abzusondern, die Sie wieder von sich geben müssen, weil sie Ihnen nichts nütze sind. Der Speichel fängt dieses Werk an, welches in dem Magen vollendet wird. Damit Sie aber Ihre Speise zum Teige machen: so haben Sie nöthig, daß Sie solche vielmal in Ihrem Munde hin und wieder kehren; und wenn sie wohl zubereitet ist, so muß sie nach der Kehle gebracht werden. Damit dieses Werk geschehen könne: so hat Ihnen Gott eine Schaufel gegeben; und das ist die Zunge. Dieß ist noch nicht alles. Ihre Nahrung würde an dem Eingange der Kehle stecken bleiben, wenn sie nicht abgehohlet würde. Es findet sich daselbst ein Mäuslein, welchem diese Ver-
richtung aufgetragen ist, und welches eine Bewe-
gung

gung machet, die es hinunter steigen läßt. Auf dem Wege, welche die Nahrung nimmt, ist ein übler Schritt, den sie zu vermeiden hat. Sie muß sich darinnen nicht irren; denn sonst würde Ihr Leben in Gefahr seyn.

Bemerken Sie es, meine Fräulein, alle Augenblicke machen Sie zwei Bewegungen, welche zur Erhaltung Ihres Lebens so nöthig sind, daß Sie den Augenblick sterben müßten, wenn Sie aufhörten, solche zu machen. Anfänglich schöpfen Sie Luft, welche in Ihre Lungen geht, sie zu erfrischen; und darauf hauchen Sie die alte Luft aus, die in Ihren Lungen war. Zu dieser aus und eingehenden Luft ist ein eigener Gang oder eine Röhre; und wenn etwas in diesen Gang hinein käme und der Luft den Weg versperrte, so müßte man sterben.

Frl. Maria.

Das ist mir eben neulich bey dem Essen begegnet. Ich trank gar zu geschwind; auf einmal vergieng mir der Athem; ich wurde ganz kirschbraun, und ich glaubete, ich würde sterben. Ohne Zweifel war Wasser in die Luftröhre gekommen. Sie muß doch recht nahe bey dem Wege seyn, wodurch die Nahrung gehen muß; und wenn das ist, so verwundere ich mich, wie wir essen können, ohne daß wir ersticken.

Madem. Gut.

Diesem Zufalle hat Gott vorgebeugen. Dieser Gang oder diese Luftröhre hat eine kleine Thüre,

E 4

wel-

welche die Luft alle Augenblicke auf- und zumachen läßt; und diese Thüre wird zugemacht, wenn wir Nahrung zu uns nehmen oder vielmehr hinter-schlingen. Vermittelt dieser Thüre haben unsere Speisen eine gute Reise und kommen glücklich in den Magen, welcher die Küche des Hauses ist. Dasselbst finden sie ein gutes Feuer, welches sie vollends kochet und zu einer Art von zähem Saft macht. Gleichwohl wird nicht die ganze Nahrung also verändert, sondern nur diejenigen Theile welche geschickt sind, sich mit den Theilen unsers Körpers zu vereinigen. Das Uebrige, was zu nichts tauget, fällt in unsere Gedärme und geht hernach fort, nachdem es gleichwohl erst einen großen Weg gethan hat.

Frl. Luise.

Wie können Sie sagen, meine liebe Gut, die Nahrung thue einen großen Weg, ehe sie wieder fortgeht? Mich dünket, er sey recht kurz.

Madem. Gut.

Die Personen von einer ordentlichen Größe haben gemeinlich dreßsig Stab Gedärme in dem Leibe. Durch diese Gedärme muß das Ueberflüssige von der Nahrung hindurchgehen; urtheilen Sie nun, ob der Weg kurz ist. Wenn man das Inwendige des menschlichen Körpers untersucht: so kann man kaum begreifen, wie er eine so große Menge verschiedener Werkzeuge enthalten könne: allein, es ist alles so wohl geordnet, daß ein jedes seinen Platz daselbst findet.

Frl.

Fräul. Hestig.

Sie reden von dem allen, als wenn Sie es gesehen hätten, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Ich habe es auch gesehen und sehr aufmerksam untersucht, mein Schatz.

Frl. Luise.

Sie machen, daß mir die Haut schaudert, wenn ich nur daran denke; und wozu kann Ihnen doch wohl der Anblick einer so erschrecklichen Sache dienen? Ich bitte Sie darum.

Madem. Gut.

Fragen Sie das Fräulein Verständig, wozu ihm das gedienet hat. Sie war bey mir, als ich diese Untersuchung anstellte.

Frl. Verständig.

Ich wollte um vieles in der Welt nicht, daß ich dieses nicht gesehen hätte. Ich gestehe Ihnen aber gleichwohl, meine Fräulein, daß mich anfangs davor geschaudert, und daß es mir einen großen Abscheu verursacht hat; denn ich habe viel Liebe gegen mich selbst. Ich konnte ohne Grauen nicht daran denken, daß ich dereinst zu diesem abscheulichen Zustande gebracht seyn würde. Kurz, ich faßete nach und nach Herz, und ich untersuchte diesen schönen Bau. Was für Eriebsfedern! Kann man ihn wohl ansehen, ohne die Weisheit seines Werkmeisters zu bewundern? Alle Menschen in der Welt möchten sich vereinigen,

gen, mich zu bereden, der Leib des Menschen sey das Werk eines Ungefährs; man würde es doch nicht dahin bringen, daß ich es glaubete. Ich bewunderte darauf, wie wir noch Eitelkeit haben könnten. Ich sah das mit einer verschrumpften Haut bedeckte Gesicht an; und darauf besah ich mich in einem Spiegel und sagte zu mir selbst: Sey nur recht sorgfältig, diesen Kopf zu putzen; betrachte dieses Gesicht mit Vergnügen; wünsche, daß man dich lobe; du wirst in kurzem recht liebenswürdig werden. Ich machte noch eine andere Betrachtung, die mir meine liebe Gut eingab. Wenn man die Werkzeuge, die in unserm Körper sind, und ihre Zärtlichkeit betrachtet: so begreift man nicht, wie man nur vier und zwanzig Stunden leben könne. Ist die Schöpfung ein Wunder: so ist die Erhaltung ein noch viel größeres Wunder; und es ist leicht zu begreifen, daß Gott auf eine ganz besondere Art über uns wachet, damit nicht alle Augenblicke einige von unsern Triebfedern stocken. Es ist alles viel zarter, als in einer Uhr; und indessen wissen Sie doch, meine Fräulein, wie leicht es ist, die in Unordnung zu bringen.

Fr. Luise.

Ich gestehe es, ich würde mir niemals eingebildet haben, daß man so viel Nutzen aus einem so traurigen Anblicke schöpfen könnte; und ungeachtet der natürlichen Abneigung, die ich dawider empfinde, glaube ich doch, es würde mir lieb seyn, wenn ich es sehen könnte.

Madem.

Madem. Gut.

Sie können sich einen Theil dieser Abneigung ersparen. Man hat die ganze Zergliederung eines menschlichen Körpers in Wachse oder auch Elfenbeine, wo die Figuren vollkommen eben so sind, als in unserm Körper. Wir wollen aber sehen, was aus unsern Speisen wird.

Dieser zähe Saft, worein sie verwandelt worden, nimmt verschiedene Wege. Ein Theil geht in die Adern, um das Blut hervor zu bringen. Es ist anfangs weiß und nimmt die rothe Farbe nur unterwegs an, indem er durch einen gewissen Ort durchgeht, wovon ich den Namen vergessen habe. Das Uebrige vertheilet sich weislich in die andern Theile des Leibes, ohne daß sich irgend der geringste finde, welcher nicht seinen Antheil davon bekomme. Die Knochen, die Mäuslein, die Sehnen, die Spannaden, alles empfängt den Theil, der ihnen nöthig ist.

Man muß anmerken, meine Fräulein, daß alle diese Theile, die ich Ihnen genannt habe, hohl sind. Haben Sie niemals gesehen, daß man auf der Straße das Pflaster aufgerissen hat? Sie haben da müssen große Stücke Holz oder Bäume in der Erde liegen sehen, die in der Mitten hohl sind. Man nennet sie Röhren, und das Wasser geht dadurch, welches in alle unsere Häuser kömmt. Eben so verhält es sich auch in unserm Körper. Unsere Knochen, unsere Nerven, unsere Mäuslein, unsere Fibern sind große und kleine hohle Stämme oder Röhren, wodurch unauf-

hbr.

hörlich ein mehr oder weniger dicker Saft fließt. In der Jugend sind alle diese Theile überaus weich und zart und können sich folglich erweitern und ausdehnen. Die Theile von der Nahrung legen sich also darinnen an und finden das Mittel, sich Platz machen zu lassen. Durch das starke Drücken derer Theile aber, wo sie sich anlegen, verhärten sie dieselben, so daß sich solche nicht weiter ausdehnen können, und alsdann werden wir nicht mehr größer.

Fräul. Luise.

Allein, dem ungeachtet fahren wir doch immer fort zu essen. Was wird alsdann aus der Nahrung, die sich nicht mehr in diesen Theilen anlegen kann, um uns größer und stärker zu machen?

Madem. Gut.

Wenn wir nicht mehr von außen wachsen: so wachsen wir von innen. Unsere Adern, wodurch das Blut geht, unsere Nerven, wodurch die Lebensgeister fließen, die uns die Bewegung geben, alle diese Theile werden nach und nach angefüllt und verstopft; und wenn sie ganz verstopft sind, so entstehen die entsehrlichsten Zufälle daraus. Werden die Adern verstopft und kann das Blut nicht mehr durchlaufen: so bekommt man einen Schlagfluß und stirbt. Sind es die Nerven an der Hand, dem Arme oder Beine: so wird man an diesen Theilen gelähmet, das ist, diese Glieder bleiben ohne Bewegung und als wenn sie abgestorben wären.

Sie

Sie sehen daraus, meine Fräulein, daß die Gefräßigen nothwendig viel eher sterben müssen, als die andern; weil sie eine viel größere Menge Nahrung in diese Theile hineinschicken, welche hohl bleiben sollen, und die dadurch desto geschwinder angefüllet werden, je mehr Sachen man hineinstopfet.

Begreifen Sie jeko wohl, wie sehr die Gefräßigkeit unsere Tage verkürzet und Krankheiten verursacht? Begreifen Sie wohl, wie vortheilhaft es ist, wenn man sich von Jugend auf gewöhnet, mäßig zu leben.

Jgfr. Mieschen.

Ich begreife es so gut, daß ich mich von der bösen Gewohnheit, alle Augenblicke zu essen, befern will. Ich nehme mir auch vor, ich will mein Feuer schonen, und ihm nicht mehr eine so große Menge Fleisch zu kochen geben; denn ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich esse gern eitel und mehr Fleisch, als Brodt.

Madem. Gut.

Sie haben gute Ursachen, zu versprechen, daß Sie nicht mehr so viel Fleisch essen wollen. Wenn jedermann eben den Entschluß fassete: so würde man nicht so viel scorbutische Personen sehen. Diese Krankheit ist da, wo man weniger Fleisch, als Brodt, ißt, viel seltener.

Fräul. Lucia.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich habe niemals etwas gehöret, was mir so viel
Ver-

Bergnügen gemacht hätte. Was für Wunder gehen doch in uns vor, ohne daß wir darauf Acht haben!

Madem. Gut.

Wir haben heute von dieser Materie genug geredet. Jungfer Miefchen, sagen Sie uns nun Ihre Historie.

Jgfr. Miefchen.

Der König Nebucadnezar ließ ein sehr großes goldenes Bild machen und auf eine schöne Wiese stellen. Es mußten alle Fürsten, vornehme und große Herren, Räthe und Amtleute, kurz, alle obrigkeitliche Personen in dem ganzen Lande dabey zusammen kommen und gegen über treten. Darauf ließ er öffentlich ausrufen: Wenn sie die Trompeten, Posaunen und andere Musik würden erschallen hören: so sollten sie alle niederfallen und das goldene Bild anbethen: wer das aber nicht thun würde, der sollte sogleich in einen glühenden feurigen Ofen geworfen werden. Sie thaten es auch alle zusammen bis auf die drey jungen Leute, die mit Daniels waren erzogen worden; die wollten das Bild nicht anbethen. Das war für die Chaldaer oder die vermeynnten Gelehrten dieses Landes, die ihnen nicht gut waren, weil der König sie für viel klüger und verständiger hielt, eine gute Gelegenheit, sie in Ungnade zu bringen und zu stürzen. Sie verklageten sie also bey dem Könige, daß sie so frevelhaft wären und nicht thun wollten, was er beföhle. Darüber wurde Nebucadnezar sehr ungnädig und ließ sie vor sich brin-

bringen. Er fragete sie, warum sie seinem Befehle nicht gehorcheten? Sie sollten es gleich thun, oder er wollte sie den Augenblick in den feurigen Ofen werfen lassen; er möchte doch sehen, wer der Gott wäre, der sie aus seiner Hand erretten würde. Sie antworteten ihm darauf mit einer ehrerbietigen Standhaftigkeit: Der Gott, den sie verehren, könnte sie leicht aus dem feurigen Ofen und aus seinen Händen erretten: wenn er es aber auch nicht thäte, so könnten sie doch keine andere Götter verehren, noch das goldene Bild anbeten. So gleich befahl Nebucadnezar, in vollem Grimme wider diese frommen Männer, man sollte den Ofen noch siebenmal heißer machen, als sonst, und sie mit allen ihren Kleidern gebunden hinein werfen. Das geschah den Augenblick; und man warf Pech, Schwefel, Berg und dürre Reiser hinzu, daß die Flamme wohl auf funfzig Ellen hoch oben heraus loderte. So entsetzlich groß war das Feuer; und es verbrannte auch viele von denen vor dem Ofen, welche die drey Männer hinein warfen. Aber diesen Männern selbst that es nichts. Sie giengen ganz geruhig und gelassen in den Flammen herum, als wenn sie in einem Garten spazireten, und die Flammen schlugen überall von ihnen weg. Nebucadnezar sah es selbst und entsetzte sich darüber so gewaltig, daß er auffuhr und zu seinen Rätthen sagete: Was ist das? Haben wir nicht nur drey Leute in das Feuer werfen lassen? Ich sehe aber viere darinnen unversehret herum gehen; und der vierte steht
aus,

aus, als wenn er ein Sohn der Götter wäre. Gott hatte auch wirklich einen Engel zu ihnen in den Ofen geschicket, der es darinnen ganz kühl machte und die Flamme hinausstieß, daß sie diese Männer nicht berührte. Sie sangen einen schönen Lobgesang darinnen; und Nebucadnezar gieng hin vor das Loch des glühenden Ofens und rief sie mit Namen, sie sollten heraus zu ihm kommen. Da giengen sie alle drey heraus; und es war an ihnen kein Haar versenget und kein Fäschen versehret; ja, man konnte auch nicht einmal einen Brand an ihnen riechen. Als Nebucadnezar dieses Wunder sah: so erhob er seine Stimme und sagte: Gelobet sey der Gott dieser jungen Leute, der sie errettet hat, weil sie ihm vertrauten und ihm mehr gehorcheten, als dem Könige, und lieber ihr Leben hingeben, als einen andern Gott verehren und anbethen wollten. Ich befehle hiermit, wer sich untersteht, er sey wer es wolle, und ihren Gott lästert, der soll umkommen, und sein Haus soll zerstöhret werden; denn es ist kein anderer Gott, der also erretten kann, als dieser. Darauf gab er diesen Männern große Gewalt und Bedienungen, und war überzeugt, daß diejenigen, welche lieber umkommen, als Gotte untreu seyn wollen, nicht vermögend sind, ihren König zu verrathen.

Madem. Gut.

Bedenken Sie das, meine Fräulein. Es ist nur gar zu gewöhnlich, daß man große Herren recht-

rechtschaffene Leute verachten sieht. Wenn sie aber einige Geschäfte von Wichtigkeit auszurichten haben, welche Treue erfordern: so befürchten Sie nur nicht, daß sie solche ihren Mitgenossen in ihren Bosheiten und Lastern anvertrauen werden. Sie nehmen sich wohl davor in Acht, wenn sie gesunde Vernunft haben. Sie hegen weder Hochachtung noch Vertrauen gegen sie. Sie suchen die rechtschaffenen Leute bey dieser Gelegenheit; weil sie wohl wissen, daß, wenn sie solchen gleich übel begegnet sind, dieses doch nicht vermögend seyn wird, ihre Treue zu verändern. — Fräulein Verständig, sagen Sie uns doch etwas von dem nördlichen America, wenn es Ihnen beliebt.

Fr. Verständig.

Man theilet es in neun Theile. Diese sind Mexico, Neu-Frankreich, Florida, Neu-England, Californien, das Land der Cristinaux, die Landschaft Anian, die Landschaft Nunivira, und Neu-Albion. Es gehen drey große Flüsse durch Nordamerica, und das sind der Mississippi, der St. Lorenzfluß, und der Fluß del Norte. Es giebt aber darinnen noch eine große Menge anderer, die nicht so beträchtlich sind. Außer denselben giebt es eine große Anzahl Seen darinnen, welche unter diesen Namen bekannt sind: Der Michioansee, oder das süße Meer; der obere See, der Huronensee, der Eriesee, der Ontariosee, welchen die Franzosen Frontenac nennen, und viele andere.

Mag. f. i. L. III Theil.

§

Me

Mexico wird in alt und neu Mexico eingetheilt. Das erste, welches den Namen von seiner Hauptstadt hat, wird auch Neu-Spanien genannt. Es liegt fast ganz in dem heißen Erdgürtel; indessen ist die Luft darinnen doch sehr gemäßiget und sehr gesund; und an denen Orten, wo Schatten ist, ist es fast eben so kühl, als bey uns des Sommers im Schatten. Das Erdreich ist daselbst sehr fruchtbar. Es giebt eine ungeheure Menge Gold und Silber darinnen; indessen bedienet man sich doch, an statt des Geldes, einer kleinen Frucht Cacao genannt, welche eine Art von Mandeln ist, woraus man Chocolate machet. Der Fluß Del-Norte scheidet zum Theile dieses Land von Neu-Frankreich, und hat seine Mündung in dem mexicanischen Meerbusen unter dem Namen Rio-Bravo.

Die Stadt Mexico wird für eine von den schönsten Städten in der Welt gehalten. Man sagt, sie soll vordem an zweenen Seen gelegen haben, wovon der eine süßes Wasser und der andere salziges Wasser gehabt, und es hätten funfzig Städte um sie herum gelegen.

Ferdinand Cortez entdeckte diesen Theil der neuen Welt zuerst. Die Einwohner waren Götzendiener und opferten Menschen, welche sie hernach aus Andacht aufaßen. Sie lebten in wohlgebaueten Städten und hatten ihre Künste und Wissenschaften. Sie macheten bewundernswürdige Schilderungen aus Federn von allerhand Farben, welche dasjenige sehr gut vorstellerten, was

was sie abmalen wollten. Sie sagen, es hätten gewisse Drakel ihnen vorhergesaget, es würden Fremde übers Meer kommen, die sich ihres Landes bemächtigen würden. Als die Spanier daselbst anländeten: so erstauneten sie über dieselben ungemein. Sie schrieben an ihren Kaiser, diese Leute hätten Häuser, die auf dem Wasser schwämmen; sie führten den Donner bey sich, und sie säßen auf zahmen Ungeheuern, die sich von ihnen lenken ließen. Diese Vorstellung machten der Anblick der Schiffe, das Geschütz und die Pferde bey ihnen. Der Kaiser gab den Spaniern große Geschenke, damit er sie bewegen möchte, daß sie wieder zurück giengen. Cortez aber wollte durchaus erst nach seinem Hofe gehen, wo er überaus wohl empfangen wurde. Sein Lebensbeschreiber giebt vor, die Mexicaner hätten gesucht, die Spanier umzubringen: er saget solches aber ohne Zweifel nur deswegen, damit er die entsetzlichen Grausamkeiten entschuldige, welche sie in diesem Lande begiengen. Sie sind aber in Wahrheit so groß, daß man glauben sollte, wenn man sie liest, es wären vielmehr Teufel, als Menschen, gewesen, die sie ausgeübet hätten. Dies hat mir einen so großen Abscheu vor den Spaniern gemacht, daß ich lieber in der Wüste, als unter einer so grausamen Ration, leben wollte.

Madem. Gut.

Ich denke fast eben so, wie das Fräulein Verständig; und dazu bewegt mich noch, daß

diese armen Leute eine sehr gute Gemüthsart hatten. Die Grausamkeiten, welche die Spanier wider sie ausgeübet haben, sind dem Fortgange der christlichen Religion sehr schädlich gewesen. Sie konnten nicht glauben, daß so böse Menschen eine gute Religion hätten. Ich habe sagen hören, es sey einmal ein Eingeborner dieses Landes sehr krank gewesen und habe eben ein Christ werden wollen. Auf einmal aber sey es ihm eingefallen, daß er denjenigen gefraget, der ihn taufen wollte: ob die Spanier auch in den Himmel kämen? Ja, wahrhaftig, antwortete ihm solcher. Wenn das ist, versetzte der Sterbende, so will ich nicht hinein kommen; und ich will lieber bey allen Teufeln in der Hölle wohnen, als bey den Spaniern in dem Paradiese.

Fräul. Lucia.

Die Mexicaner heute zu Tage sind denn wohl keine Christen?

Madem. Gut.

Es sind keine oder fast keine mehr von den ursprünglichen Familien des Landes übrig. Die Spanier haben sie alle niedergemacht. Diejenigen, welche heute zu Tage in Mexico geboren werden, sind Creolen, das ist, sie werden von einer Frau des Landes und von einem Spanier erzeugt, und sie sind solche Christen, wie ihre Väter.

Fräul. Lucia.

Sind denn die Spanier auf eine andere Art Christen, als die andern?

Madem.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz; sie sind, wie die Portugiesen, so abergläubig, daß sie das Christenthum verunehren. Wir wollen aber davon weitläuftiger reden, wenn wir von Spanien handeln werden.

Fr. Maria.

Sie sehen ja aus, als wenn Sie böse wären, meine liebe Gut, da Sie dieß sagen.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Ich habe einen Dieb, einen Freygeist, ja so gar einen Atheisten, oder einen, der keinen Gott glaubet, lieber, als einen abergläubigen Christen oder falschen Andächtigen. Das ist mein Tod. Leben Sie wohl, meine Fräulein. Wir wollen die Morgenlehestunde mit der Fortsetzung der Geschichte der Fidelia anfangen.

Das XX Gespräch.

Madem. Gut.

Sie wissen noch wohl, meine lieben Fräulein, daß Fidelia selbst redet. Wir waren da, wo sie von ihrem unwürdigen Better hinweg gieng.

Ich kam so niedergeschlagen, so muthlos nach Hause, daß ich viele Tage in meinem Zimmer eingeschlossen blieb und mit niemanden reden wollte, wer es auch immer seyn mochte. Endlich entschloß ich mich gleichwohl, ich wollte noch ei-

nen Versuch thun und sehen, ob die Dürftigkeit und Freundschaft wirklich nicht bey einander bestehen könnten.

Ich hatte eine Freundin, welche das ganze Vergnügen meiner ersten Jahre gewesen war, und bey der, entschloß ich mich, wollte ich diesen zweiten Versuch thun. Sie hieß Amanda. Ich wußte, daß sie ein zärtliches und zu großmüthigen Empfindungen fähiges Herz hatte. Ich wollte keine Hülfe bey ihr suchen, sondern nur Trost, nur Aufmunterung, alles der Tugend aufzuopfern. Meine alte Freundin hatte von ihren Aeltern ein mittelmäßiges Vermögen gehabt. Ihre Schönheit konnte solches ersetzen und sie eine vortheilhafte Heurath thun lassen: sie hatte aber der Liebe alle ihre Vortheile aufgeopfert, inden sie einen jungen Officier geheurathet, der weiter nichts hatte, als seinen Gehalt. Ihre Wahl, welche dem Ansehen nach so weit von demjenigen entfernt war, was man menschliche Klugheit nennet, schien mir ihren Beyfall gewiß zu versprechen, daß ich eine bloße Geldheurath ausgeschlagen hätte. Ich gieng also voller Vertrauen zu ihr.

Amanda wußte von meinem Unglücke noch nichts; weil sie erst vom Lande kam, woselbst sie einige Monate zugebracht hatte. Sie hörte mich mit vieler Aufmerksamkeit an, und antwortete mir mit genugsamer Höflichkeit: unter diesem äußerlichen höflichen Bezeugen aber bemerkete ich eine Kalt sinnigkeit, die mich ganz starr machte. Sie haben so viel Verstand, meine wertheste Fide-
llia,

»Ija, sagete sie zu mir, daß ich mich niemals
 »mit Ihnen habe in Vergleichung stellen wollen.
 »Ich weiß, daß meine Einsicht weit geringer ist,
 »als Ihre; und daher kommt mir ohne Zweifel
 »Ihre Art zu denken sehr seltsam und höchst son-
 »derbar vor; und wenn Sie mir erlauben, daß
 »ich Ihnen meine Meynung sagen darf, so finde
 »ich Ihre Aufführung gegen einen so guten Dheim
 »ganz und gar schlecht, vornehmlich von einem
 »Mädchen in denen Umständen, worinnen Sie
 »sind. Sie haben ihn dadurch beleidiget, daß
 »Sie eine Lehre behauptet, die gut seyn kann,
 »die aber denen angenommenen Meynungen höchst
 »zuwider ist, worinnen man uns alle erzogen hat.
 »Zum andern haben Sie ihn dadurch grausam be-
 »leidiget, daß Sie seiner Freundschaft und seinem
 »Schutze entsaget haben, und sich lieber dem größ-
 »ten Feinde aussetzen, als einen Mann nehmen
 »wollen, den er für Sie ausgesuchet hatte; einen
 »Mann, gegen den Sie keinen natürlichen Wider-
 »willen hatten, und dem Sie keinen wesentlichen
 »Fehler vorwerfen konnten.«

»Ey, mein Gott! mein Schatz, antwortete
 »ich ihr, es giebt viele Stufen, und es ist ein gro-
 »ßer Unterschied unter einen Mann vorzüglich vor
 »allen andern lieben und ehren, und einen Abscheu
 »und Widerwillen vor ihm haben. Das erste
 »ist, nach meiner Meynung, eine Pflicht für eine
 »rechtschaffene Frau, eine Pflicht, welcher sie sich
 »willig unterwirft, wenn sie sich auf die feyerlich-
 »ste Art von der Welt verheurathet. Ich merkte,

»daß ich nicht fähig war, diese Pflicht zu erfüllen.
 »Mein Gewissen erlaubete mir also nicht, mich derselben zu unterziehen. Es ist wahr, ich finde
 »mich dadurch allen Unannehmlichkeiten der Armuth
 »ausgesetzt. Allein, weil sie die Folgen von einer
 »tugendhaften Handlung sind: so können sie keine
 »wirkliche Uebel seyn; und sie sind auch nicht vermögend, die Glückseligkeit zu zerstören, welche die
 »Tugend verschaffer.«

»Ich bin höchst erfreut, antwortete Amanda,
 »daß Sie die Kunst gefunden haben, sich durch
 »die Stärke der Einbildungskraft glücklich zu machen. Ich wünsche, daß Ihre Begeisterung anhalte, und daß Sie stets durch Ihre Erfahrung
 »überzeuget seyn können, die Menschen irren sich,
 »wenn sie dafür halten, die Armuth und Verachtung seyn wirkliche Uebel.«

Meine Seele wurde wahrhaftig durch die Unmenschlichkeit verwundet, womit Amanda sich unterstund, mich aufzuziehen; und ich wollte ihr die Härteigkeit dessen eben vorrücken, was sie mir aus Freundschaft zu sagen sich stellte, als ihr Mann hereintrat. Er wurde von einem Herrn begleitet, welcher, ungeachtet der Bitterkeit, worin mein Herz versenket war, dennoch alle meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Hatten aber seine äußerlichen Annehmlichkeiten meine Augen schon auf ihn gerichtet: so nahmen mich die wohlgezogene Art in seinem Bezeugen, und die Unmuthigkeit in seinen Reden, vollends auf eine vortheilhafte Art für seinen Geist ein.

Der

Der Hauptmann stellte ihn seiner Gemahlinn, als einen verdienstvollen Mann und einen von seinen besten Freunden, vor; und Georg, so hieß er, bemühet sich, zu zeigen, daß er den Lobspruch verdienete, den man von ihm gemacht hatte. Es glückete ihm darinnen so gut, daß Amanda ohne Zweifel glaubete, er suchete, ihr zu gefallen; und da sie ihm ihrer Seite auch liebenswürdig genug vorkommen wollte, die Neigung zu unterhalten, die sie bey ihm vermuthete: so nahm sie ihre gute Laune und ihr aufgeräumtes Wesen wiederum an.

Ich war aufgestanden und wollte Abschied von ihr nehmen: sie lag mir aber so heftig an, ich sollte zu Tische da bleiben, daß ich es nicht hätte abschlagen können, wofern ich sie nicht hätte wollen glauben lassen, ich wäre noch über ihr hartes Bezeugen empfindlich, welches ich doch vermeiden wollte. Ich glaubete wenigstens, ich handelte aus diesem Bewegungsgrunde: die wahre Ursache aber, warum ich ihrem Anhalten nachgab, war die Begierde, diesen liebenswürdigen Fremden noch näher kennen zu lernen, dessen sich mein Herz schon ingheim so lebhaft annahm. Die Unterredung wurde munter. Ich vergaß nichts, meinen Blick ohne Zwang und Geziere darinnen sehen zu lassen; und Georgs Aufmerksamkeit belehrte mich, daß es mir damit geglückt wäre.

Bey dem Nachtsche fand Amalia Gelegenheit, meine Geschichte, meine Gedanken und

meine unglücklichen Umstände zu erzählen. Georg hörte diese Erzählung sehr aufmerksam an. Das Mitleiden und die Bewunderung zeigten sich wechselseitig auf seinem Gesichte. Ich erkannte, daß er gerührt war. Wir giengen sehr spät aus einander. Georg hielt auf das inständigste um die Erlaubniß an, daß er mich nach Hause führen dürfte; und ich schlug es ihm durchaus ab: es geschah aber mit einem Widerstreben, welches mehr weibliches, als philosophisches, an sich hatte.

Es ist wahr, ich verdammete meine aufsteigenden Empfindungen: aber ach! sie waren nichts desto weniger da; ich konnte mir es nicht verhehlen, und es geschah vielleicht eben so gut aus List, als aus Wohlstande, daß ich seine Anerbietungen ausschlug. Unsere Bekanntschaft war noch gar zu neu, als daß ich ihm mit meiner Bewilligung ein leichtes Mittel hätte verschaffen sollen, mich wieder zu sehen; und er hätte dadurch vielleicht eine übele Meynung von mir gefasset.

Ich ließ mir also eine Sänfte holen: ich gewann aber nichts damit. Georg und seine Leute warteten einige Schritte vom Hause auf mich. Ich mochte ihn bitten, wie ich wollte, er möchte mich allein lassen; er blieb hartnäckig dabei, mich mit seinem Gefolge zu begleiten. Dieses verursachte mir die empfindlichste Verwirrung, die ich in meinem Leben gehabt hatte. Denn er mußte vor allen diesen Leuten in ein elendes kleines Zimmer gehen, in welches man nicht anders kommen konnte, als daß man erst durch einen Laden gieng. Der

Der Anblick meiner armseligen Wohnung hinderte ihn nicht, mit eben so vieler Ehrerbietung Abschied von mir zu nehmen, als wenn er mich in einen Pallast geführt hätte.

Ich legte mich alsobald nieder: es war mir aber nicht möglich, ein Auge zu zu thun. Das Bezeugen der Amanda hatte eine tiefe Wunde in meinem Herzen gemacht. Ich seufzete, daß ich sie nur noch bloß in die Zahl meiner Bekannten setzen konnte; den Titel einer Freundin verdienete sie nicht mehr. Mein Herz war trostlos, niedergeschlagen. Meine Umstände vermehrten meine Unruhe. Ich wußte nicht, wozu ich greifen sollte, mir meinen Unterhalt zu verschaffen. Die Wärtern, welche ich wegen der Verachtung ausgestanden, die ich erfahren hatte, meldeten mir, daß der Stolz noch sehr lebhaft bey mir wäre, und daß ich mich selbst verführet hätte, da ich mir geschmeichelt, ich hätte die menschlichen Leidenschaften unter das Joch der Weltweisheit gebracht. Was war mir nicht noch in dem Zustande der gänzlichen Dürftigkeit zu leiden übrig, den ich in kurzem erfahren mußte! Der Schluß von meinen Betrachtungen war, ich wollte an der Zerstörung meines Hochmuthes arbeiten und das Beyspiel aller alten Weisen zu Hülfe rufen, welche die Ehrenbezeugungen und den Reichthum so großmüthig verachtet hatten; welche den Frieden und die Ruhe ihrer Seelen mitten unter den scheinbaren Beschwernissen der Armuth erhalten hatten.

Nach-

Nachdem ich mich zu der Verachtung des Beyfallens und der Lobsprüche des Pöbels aufgemunter hatte, und wie mich dünkte, dahin gekommen war, daß ich die Gunst oder Ungunst des Glückes mit Gleichgültigkeit ansah: so schmeichelte ich mir, ich wäre in der Verfassung, daß ich einiger Ruhe genießen könnte. Allein, Georgens Bild bemächtigte sich meiner Einbildungsraft, und zerstörte darinnen alle meine Vernunftschlüsse. Ich fand, daß ich zwar wirklich im Stande war, die Meynung der ganzen Welt zu verachten: allein, ich war bey dem, was er von mir denken würde, nichts weniger, als gleichgültig; und der Gedanken, ich möchte von ihm verachtet werden, war mir unerträglich. Ich erinnerte mich, daß meine Umstände von den alten Weltweisen ihren ganz unterschieden wären, die meistens in einem hohen Alter gewesen, und die Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens vielleicht nur dem Stolge und der Begierde, hochgehalten zu werden, aufgeopfert hätten. Ich empfand, daß meine gegenwärtigen Begierden und Gedanken von denjenigen ganz unterschieden waren, welche die Weltweisheit eingiebt.

Ich konnte mir es nicht verhehlen, daß ich nicht auf Georgens Herz eben den Eindruck gemacht hätte, den er in meinem gemacht hatte; warum hätte ich suchen sollen, dieses gute Glück zu entfernen? Ich hatte nicht gesucht, ihn wegen meiner Umstände zu hintergeben; er kannte sie. Wenn sie ihm nicht anstößig waren; kam es

es mir zu, daß ich suchen sollte, Empfindungen zu zerstören, welche mir zu gleicher Zeit so wohl die Süßigkeiten einer wohlgepaarten Vereinigung, als die Bequemlichkeiten eines guten Vermögens, verschaffen konnten? Dieses war damals alles, was sich meinem Gemüthe vorstellte; denn nur daran zu denken, daß ich ihm jemals durch schimpfliche Mittel und Wege zugehören könnte, dazu hielt ich mich versichert ganz unfähig.

Georg überraschte mich den folgenden Morgen mitten in meinen Betrachtungen. Er fieng mit den ehrerbiethigsten Entschuldigungen wegen der Freyheit an, die er sich nähme. Er setzte darauf hinzu, da er die verdrüßlichen Umstände vernommen, worein mich die Härte meines Oheimes versetzt hätte: so hätte er die Vorstellung nicht ausstehen können, daß er das verehrungswürdigste Frauenzimmer in einer solchen Noth sehen sollte; er hätte also den Vorsatz gefasset, die Ungerechtigkeit des Glückes gegen mich wieder gut zu machen, und ich könnte mit allem, was ihm zugehörete, nach meinem Belieben schalten und walten.

Ich unterbrach ihn, und sagte zu ihm, es stünde nur eine einzige Sache in seiner Macht, die ich mit Ehren annehmen könnte; ich machte mir ein Vergnügen aus dem Gedanken, daß die Ehrerbiethung und das Mitleiden, welche der Tochter eines vornehmen Edelmannes gebühreten, ihn die gewöhnlichen Regeln des Wohlstandes hätten vergessen lassen, welche einem Fremden gar nicht erlau-

erlaubeten, dergleichen Beystand anzubiethen; ein wohlgezogenes Mägdchen aus einem guten Hause könnte nicht berechtigt seyn, solchen anders anzunehmen, als von einem seit langer Zeit geprüften Freunde. Ich wäre nicht in den Umständen, daß ich mit ihm einen freundschaftlichen Umgang halten oder seine Besuche annehmen könnte, welche in andern Umständen zu der Glückseligkeit meines Lebens etwas hätten beyntragen können. Ich dankete ihm also wegen seiner Unerbithungen und bathe ihn, er möchte seine Besuche nicht wiederholen.

Kaum hatte er diesen Ausspruch gehöret, so warf er sich zu meinen Füßen, und maß mit aller Kunst eines geschickten Verführers die Freyheit, die er sich genommen hätte, mir seine Dienste anzubiethen, der Stärke der Leidenschaft bey, die ich in ihm erregt hatte. Er beschwor mich, mit Vergießung einiger Thränen, ich sollte ihn nicht so hart strafen; weil es die größte Strafe wäre, die er erfahren könnte, wenn er meines Angesichtes beraubt seyn und durch meine Rathschläge nicht meiner Hochachtung würdiger werden sollte.

Mein schwaches Herz wurde durch diese Kunstgriffe lebhaft gerührt. Ich hatte gleichwohl die Stärke, daß ich ihm die Freyheit, mich zu besuchen, standhaft abschlagen konnte; und ich bathe ihn so ernstlich, er möchte mich verlassen, daß er mir gehorchete. Er zeigte mir, bey seinem Weggehen, so viel Schmerz, so viel Ehrerbietung

thung und so viel Zärtlichkeit, daß ich einige Zeitlang meine Vernunft nicht hervorrufen konnte, dasjenige zu untersuchen, was ich von seiner Auf-
führung denken sollte. Die Frucht von meinen Ueberlegungen war ein wohlgegründeter Zweifel an der Reinigkeit seiner Gesinnungen. Seine Absichten schienen mir schimpflich für mich zu seyn; und ich entschloß mich, ich wollte ihn niemals wieder sehen.

Nachdem ich meinem Wirth den ausdrück-
lichsten Befehl gegeben, ihn abzuweisen, wenn er zu mir wollte: so schloß ich mich in mein Zimmer ein. Meine Vernunft lobete und billigte diese Aufführung: mein Herz aber wurde davon zerris-
sen und folgte nur schwer und ungern der Partey, welche ihm die Weisheit anrieth. Ich schmel-
zelte mir, ich würde wenigstens in mir selbst die Belohnung dieser Aufopferung, die von meinem Vater so gerühmte Süßigkeit, finden, welche stets aus der Tugend entspringt, und welche sie allein nur hervorbringen kann: ich mochte sie aber im-
merhin lange genug suchen. Anstatt derjenigen innern Zufriedenheit und des Vergnügens, das ich mir versprochen hatte, fand ich in mir neue Lei-
denschaften, neue Begierden; oder vielmehr die-
jenige, welcher mein Herz zum Raube war, er-
weckte alle andere, daß sie ihr hülfsen, mich zu Boden zu schlagen. Der Reichthum, welcher bisher der Gegenstand meiner Verachtung gewe-
sen, kam mir schätzbar vor; weil er mir Geor-
gen zum Gemahle hätte verschaffen können. Ich
fand

fand mich also höchst unglücklich; und ich erstaunte darüber; weil ich nichts gethan hatte, wovon ich glaubete, daß ich es mir vorrücken dürfte, sondern gegentheils meine übeln Umstände vielmehr meine Liebe zur Tugend zur Ursache hatten.

Ungeachtet dieser Erfahrung faßte ich den Entschluß, ich wollte mich von dem Wege nicht entfernen, den mir mein Vater vorgeschrieben hatte, zur Glückseligkeit zu gelangen; und ich wollte mit Geduld erwarten, bis es der Tugend gefiele, meine Bemühungen zu belohnen. Ich war sehr im Irrthume. Ich hatte nicht die geringste Vorstellung von der Gewalt, die ich mir hätte anthun müssen, diesen Entschluß auszuführen. Georg, welcher mein Geschlecht gar zu gut kannte, als daß er sich durch meine erste Abweisung hätte sollen abschrecken lassen, machte alle Tage neue Versuche, es dahin zu bringen, daß er mich sprechen könnte. Er schrieb mir verliebte Briefe, die mir auf solche Art eingehändigt wurden, welche mir nicht verdächtig seyn konnte. Ich brach sie auf, ehe ich nur geargwohnet, was für eine Hand sie geschrieben hätte; und ich konnte mir das Vergnügen, sie zu lesen, nicht versagen. Ich konnte nicht ausgehen, daß ich ihn nicht antraf. O wie berecht war er alsdann, mir die Heftigkeit seiner Liebe zu beweisen!

Alle seine Bemühungen, welche meine Tugend zwar nicht wankend machten, zerstörten doch den Frieden meiner Seele gänzlich, welcher die einzige Frucht war, die ich von allen den Opfern erwart-

wartete, welche ich der Pflicht brachte. Wenn Georg das Mittel fand, mich außer meinem Hause zu sprechen: so nahm ich alle Stärke meiner Seele zusammen, ihm den Abscheu zu zeigen, welchen mir die Unanständigkeit seiner Nachstellungen verursachete. Ich hörte nicht auf das Schreien meines schwachen Herzens; sondern ich ließ vielmehr aus meinen Augen den Zorn blicken, welchen die Kenntniß meiner Schwäche bey mir erweckete.

Kaum war ich allein, so bezahlte ich den scheinbaren Sieg sehr theuer, den ich davon getragen hatte. Ich versuchte meinen Zustand; ich murrete wider den Urheber der Natur, welcher so heftige Leidenschaften in mich gelegt und mir nicht zugleich die Erlaubniß gegeben hatte, ihnen zu willfahren. Ich fand ihn ungerecht, wenn ich Gewissensbisse erfuhr. »Wozu dienen sie?« sagte ich zu mir. Warum hat er sie mir gegeben? Hat er mich unvermeidlichen Martern unterwerfen wollen, ich möchte nun entweder den Leidenschaften widerstehen oder ihnen unterliegen?»

Ich verglich meinen Zustand mit meines Veters seinem, dessen schädliche Grundsätze mir so vielen Abscheu gemacht hatten. »Er läßt seinen Begierden freyen Lauf, sagte ich zu mir; sein Haus ist der Sammelplatz aller Vergnügungen; sein Gesicht ist allezeit heiter, und sein Herz scheint von Sorgen und Unruhen frey zu seyn. Er sagt, er sey glücklich; welches ist nun die Macht

Mag. f. j. L. III Theil. G »der

„der Tugend? Ich habe ihr mein Glück, meine Freunde, die liebste Neigung meines Herzens aufgesopfert; was für eine Vergütung heut sie mir dafür an? Was soll ich auf mein übriges Leben hoffen? Armuth, Demüthigung, Leiden. Ich werde meinem Herzen alles abschlagen müssen, was es wird wünschen können; ich werde diejenigen Leidenschaften, welche der Menschlichkeit am liebsten sind, mit Gewalt bestreiten müssen, und dennoch nicht die Stärke haben, solche zu überwinden. Ist das denn der Segen, welchen der Himmel seinen Lieblingen vorbehält? Hat er schwache Geschöpfe, sein Werk, bestimmet, daß sie dem Schmerze zum Raube seyn sollen? Das würde einem Gotte unanständig seyn; mein Herz sträubet sich, solches zu glauben. Indessen kann ich es mir, ungeachtet dieses meines Widerstandes, doch nicht verhehlen, daß der Zustand rechtschaffener Leute viel elender ist, als der böshaften ihrer. Ich habe selbst die traurige Erfahrung davon. Das Zukünftige heut mir nichts glücklicheres an. Hätte mein Elend die Zeit meines Lebens zur Gränze; und böthe mir eine selige Ewigkeit eine Vergütung an: so würde ich Geduld haben. Aber nein, das Ziel alles dessen wird eine gänzliche Zernichtung seyn.

„Aber warum sage ich, die Zukunft heut mir nichts glücklicheres an? Die Liebe will mir alle Güter geben, die ich brauche; einen liebenswürdigen, reichen, freigebigen Liebhaber, welcher meinen Begierden zuvor kommen will. Er wird mein

»mein Freund, mein Liebhaber, mein Beschützer
 »seyn; und alle diese Titel werden in einer einzi-
 »gen Person vereinigt seyn, die ich anbethe;
 »und ich schlage es aus, mich dessen zu Rufe zu
 »machen? Ist denn also der Zustand, den ich fliehe,
 »demjenigen nicht vorzuziehen, woein mich die
 »Tugend versetzet hat? Allein, was ist nun
 »wohl diese Tugend, welcher ich bis jezo die
 »Glückseligkeit meines Lebens aufgeopfert habe?
 »Ist sie nicht ein schönes Hirngespinnst, welches
 »sich mir selbst geschmiedet? Was muß die Tugend
 »seines Geschöpfes seyn, das nur einige Jahre zu
 »leben hat? Ohne Zweifel, glücklich zu seyn. Ich
 »beklagete mich jezo den Augenblick über den Schö-
 »pfer, daß er mir Leidenschaften gegeben, mich
 »zu martern. Wenn ich meiner neuen Einsicht
 »deswegen glaube: so bin ich selbst die Verknei-
 »sterin meines Unglückes. Gott, welcher mich
 »auf so kurze Zeit in die Welt gesetzt hat, will
 »ohne Zweifel, ich solle derer Güter genießen, die
 »er darinnen ausgebreitet hat; er hat mich zwi-
 »schen das Vergnügen und den Schmerz gesetzt,
 »und mir die Freyheit gelassen, zu wählen. Der
 »Schmerz, das ist das Uebel; das Vergnügen,
 »das ist die Tugend. Was ich Tugend genannt
 »habe, ist das Uebel für mich, weil es mich
 »elend gemacht hat. Warum sollte ich die Ge-
 »wissensbisse fürchten? Habe ich welche, wenn
 »ich gezeihen und getrunken habe? Nein; Gott,
 »welcher der Urheber meiner Bedürfnisse ist, kann
 »nicht beleidiget werden, wenn ich denselben ge-

»ung zu thun suche. Die Glückseligkeit ist das größte unter allen meinen Bedürfnissen. Ich habe nicht dazu gelangen können, da ich meinen Leidenschaften widerstanden; ich will versuchen, ob ich dazu gelangen kann, wenn ich ihnen willsfahre.«

Ungeachtet dieser schönen Vernunftschlüsse bemühte sich doch eine heimliche Stimme, mich zu den Grundsätzen der Ehre wieder zurück zu rufen, welche ich zu verlassen bereit war: die Gerechtigkeit Gottes aber wollte meinen Stolz durch einen schimpflichen Fall strafen. Ich hatte die Tugend niemals wahrhaftig geliebet; meine Liebe zum Guten war nur auf die Hoffnung gegründet, glücklich zu seyn; ich selbst war es, was ich suchete; ich war mein Götz. Eine solche Abgötterei verdienete die gerechte Züchtigung, die ich zu erfahren im Begriffe war. Meine Erziehung konnte mich nicht rechtfertigen; die Vernunft lehrte mich, da Gott der Anfang und das Ende aller Dinge wäre, so sollte ich alle meine Handlungen um seiner willen thun. Diese Treue würde mir die Einsichten zugezogen haben, die mir fehlten.

Fräul. Lucia.

Mein Gott, meine liebe Gut, erzählen Sie es nicht aus; sie wird ohne Zweifel strafbar werden.

Madem. Gut.

Sie hat es Ihnen schon selbst gesagt, daß sie es allezeit gewesen. Der Stolz, die Eigenliebe

liebe, setzen oftmals diejenigen, die am klügsten zu seyn scheinen, unter die Unglückseligen hinunter, welche sich den öffentlichen Unwillen zuziehen. Allein, meine lieben Fräulein, diese Geschichte ist so lang, daß es nicht zu hoffen steht, wir würden sie heute zu Ende bringen: ich verschiebe sie also bis auf ein anderes Mal.

Frl. Lucia.

Ich bin wider Amanden recht aufgebracht; die unwürdige Freundin!

Madem. Gut.

Die wirklichen Freundinnen sind sehr selten, meine wertheften Fräulein; und das ist nicht zu verwundern. Man giebt diesen Namen seinen Bekanntschaften; und es ist gleichwohl ein großer Unterschied darunter. Sie werden niemals eine wahre Freundin haben, wofern nicht die Tugend Sie vereinigt hat. Bemerken Sie indessen doch, daß dasjenige, was sie Fideliens saget, sehr vernünftig ist. Die Art aber, wie sie es sagte, war nur beleidigend.

Hr. Zina.

Ich für meinen Theil finde, daß Fideliens Dheim sehr grausam gewesen. Je mehr er überzeuget war, daß ihr Zustand gefährlich wäre, desto mehr Mitleiden sollte er mit ihr haben. Er glaubete, daß sie an dem Rande eines Abgrundes stünde; und er wandte doch gar nicht alle seine Sorgfalt an, sie abzuhalten, daß sie nicht hinein fiel, sondern er stieß sie vielmehr selbst hinein.

G 3

Madem.

Madem. Gut.

Ihre Betrachtung ist vortrefflich, mein Schatz. Merken Sie auch an, daß diese Aufführung Fideleien in ihren unglückseligen Gesinnungen bestätigte. Nichts thut der Religion, der Andacht, mehr Schaden, als die übele Aufführung derjenigen, die sich dazu bekennen. Ich setze zum Exempel, ich hätte niemals ein einziges Wort von demjenigen geglaubt, was in dem Evangelio steht, kurz, ich wäre keine Christinn; denn Sie wissen, meine Fräulein, ein Christ ist ein Jünger oder Schüler Jesu Christi, welcher das fest glaubet, was er gesagt hat, und welcher dasjenige ausübet, was er befohlen hat. Sie bemüheten sich aber, mich zu bekehren, und mir die Wahrheit des Evangelii zu beweisen: in eben der Zeit aber, da Sie sich viel Mühe deswegen gaben, übeten sie solche selbst nicht aus. Es ist ganz natürlich, daß ich glauben mußte, Sie hätten zu dem Evangelio nicht mehr Glauben, als ich; denn, würde ich zu mir selbst sagen, wenn Sie überzeugt wären, daß Jesus Christus Gott sey, und daß er das gesagt habe, was in dem Buche enthalten ist, welches Sie für heilig halten, so würden Sie gewiß die Lehre ausüben, die Sie für wahr hielten.

Wir sehen aus dem Evangelio, daß Christus ein großes Mitleiden mit den armen Sündern hatte. Er hat eine Ehebrecherinn nicht verdammen wollen; er hat mit dem samaritanischen Weibe gesprochen; er aß und trank mit verächtigten Personen

sonen, und gieng mit solchen Leuten um, die ein böses Leben führten.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und Sie haben es mir doch ausdrücklich empfohlen, ich solle nicht solche Personen besuchen, die einen übeln Ruf haben.

Madem. Gut.

Ich wollte Ihnen die Anmerkung eben machen, Jungfer Eitelfreundinn. Alle Tugenden haben jede ihren Platz und schaden einander nicht. Ein junges Frauenzimmer soll liebreich seyn: es soll aber auch klug seyn. Nun verbeut ihr die Klugheit, sie solle die Gelegenheit nicht suchen, ihre Sitten zu verderben, oder ihren guten Namen dadurch zu zernichten, daß sie sich mit lasterhaften Personen verbindet. Wie soll sie nun die christliche Liebe gegen diese Personen ausüben und dem Beyspiele Christi nachahmen? Dadurch, daß sie für dieselben bethet, daß sie niemals mit irgend einem Menschen von ihren bösen Handlungen redet, daß sie sich hütet und dieselben nicht neben sich verachtet. Mit einem Worte, mein Schatz, man muß ihre Laster hassen und verabscheuen, und ein großes Mitleiden mit ihrer Person und viele christliche Liebe gegen sie haben. Dieß sind die Pflichten eines Frauenzimmers von ihrem Alter. Ich aber zum Beyspiele, und die andern, die älter sind, als ich, oder auch mehr sind, als ich, wir können noch mehr thun. Unsere Gemüthsart und unser guter Namen müssen schon bestätigt

seyn; und über dieses so sind wir nicht mehr in dem Alter, daß wir Liebeshändel haben sollten. Wir können also ohne Gefahr Personen kennen, deren Aufführung nicht ordentlich ist; wir können uns bemühen, ihre Freundschaft, ihr Vertrauen zu gewinnen, damit wir sie wieder auf den guten Weg bringen, wenn es möglich ist. Wir müssen aber niemals vergessen, daß man solches nicht anders glücklich ausrichten kann, als durch eine große Sanftmuth, durch viel Geduld und durch eine christliche Liebe, die bey allen übeln Erfolgen bewähret ist.

Frl. Luise.

Was ist denn eine christliche Liebe, die bey allen übeln Erfolgen bewähret ist?

Madem. Gut.

Es geschieht sehr oft, mein Schatz, daß es einem in seinen guten Absichten nicht gelingt. Ich werde mich bemühet haben, zwanzig Personen dem Laster zu entreißen; sie werden meine christliche Liebe nur mit einer schändlichen Undankbarkeit belohnet haben. Es zeigt sich die ein und zwanzigste; und ich sage bey mir selbst: es wird mit der gehen, wie mit den andern; ich werde meine Mühe und Arbeit dabey verlieren; ich will sie also lieber ihrem bösen Schicksale überlassen. Sie sehen, meine christliche Liebe hält nicht wider alle übele Erfolge aus, oder ist dabey bewähret; und dieß ist ein gewisses Merkmaal, daß sie nicht sehr brünstig gewesen. Wenn ich mein ganzes Leben angewandt

wandt hätte, die armen Sünder wieder zur Tugend zu führen: so würde ich wegen meiner Mühe schon belohnet seyn, wenn ich nur bey einem einzigen et- was hätte ausrichten können, wenn ich ihn nur eine einzige Sünde hätte vermeiden lassen. Noch mehr, wenn ich wahrhaftig aus christlicher Liebe handele, das ist aus Liebe gegen Gott: so werde ich über meinen übeln Erfolg betrümmert seyn. Das wird es aber bloß in Absicht auf diese armen unglückseligen Personen seyn, welche das Gute ausschlagen werden, das ich ihnen darreiche. Ich werde meiner Seits alles das Gute gerhan haben, was Gott von mir haben wollte; und das wird genug seyn, mich ruhig zu machen.

Fr. Lucia.

Was verstehen Sie unter den falschen Andächtigen? Sind es die Heuchler, von denen Sie reden wollen?

Madem. Gut.

Und von einer großen Menge anderer. Die wahren Heuchler, das ist diejenigen, die es wissen, daß sie in dem Laster leben, stellen sich, als ob sie tugendhaft wären. Diese Leute sind Ungeheuer, und Gotte sey Dank! nur sehr selten; und von diesen will ich nicht reden. Die Rede ist von ehrlichen Heuchlern, welche die andern nicht eher betriegen, als nachdem sie sich selbst erst betrogen haben, welche sich deswegen, weil sie keine große Verbrechen begeben, fleißig die Kirche besuchen, und einige Almosen austheilen, für höchst vollkommen halten,

halten, und meynen, sie seyn berechtigt, zu sagen: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin, wie andere Leute. Ich werde Ihnen von diesem Artikel viel zu sagen haben; und wir werden Gelegenheit dazu haben, wenn wir von dem heiligen Evangelio reden. Daselbst werden wir alle Eigenschaften der wahren und falschen Frömmigkeit finden. — Leben Sie wohl, meine lieben Kinder. Die Jungfer Eitelfreundinn kann mit diesen Fräulein zu der besondern Unterredung kommen, wenn Sie ein Belieben dazu hat,

Das XXI Gespräch.

Fräul. Luise, Fräul. Lucia, Jungf. Zina,
Jungf. Eitelfreundinn, Madem.
Gut, Fräul. Aufrechtig.

Fräul. Luise.

Sie wissen, meine liebe Gut, Fräulein Lucia sollte uns lehren, wie sie ihren Tag zubrächte; sie war noch erst bey ihrem Morgen- gebethe.

Madem. Gut.

Sie wird damit fortfahren, meine Fräulein.

Fräul. Lucia.

In Wahrheit, meine liebe Gut, ich begreife nicht, warum Sie solches von mir fordern; es kömmt mir sehr albern vor, wenn ich diese Fräulein von dem unterhalte, was mich angeht.

Madem.

Madem. Gut.

Wenn ich auf eine schmeichlerische Art zu leben wüßte: so würde ich diesen Fräulein anmerken, wie demüthig Sie wären: weil Sie so vielen Widerwillen hätten, von sich selbst zu reden. Allein, das ist mein Werk nicht, mein Schatz; und damit ich mein Wort halte, welches ich Ihnen gegeben habe, ich wolle Ihnen nichts verhehlen, so sehen Sie hier eine in Demuth verkleidete Eigenliebe. Sie fürchten nicht so wohl, daß Sie albern seyn möchten, wenn sie von sich redeten, als vielmehr, daß Sie es scheinen möchten; und Sie machen geschwind, daß Sie uns dieserwegen vorher einnehmen. Zur Bestrafung für diese kleine List des Hochmuthes, wovon Sie sich haben verführen lassen, fordere ich, daß Sie diesen Fräulein ein Genügen leisten, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Fräul. Lucia.

Ich werde gehorchen: vorher aber muß ich Ihnen danken. Was für einen Dienst leisten Sie mir dadurch, daß Sie mir mein eigenes Herz eröffnen! Wie viele wichtige Dinge sind nicht darinnen noch verstecket, die ich mit Ihrem Beystande daselbst entdecken werde!

Fräul. Aufrichtig.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf einen Augenblick unterbrechen darf. Von was für Nutzen kann uns diese beständige Untersuchung doch wohl seyn? Sie wollen haben, wir sollen so leben,

ben, als man faget, daß die Nonnen in den Klöstern leben. Allein, meine liebe Gut, wir sind geboren, daß wir in der großen Welt leben sollen. Wozu nützet es, daß wir uns vom Morgen bis auf den Abend wegen unserer geheimen Bewegungsgründe den Kopf verwirren. Lassen Sie uns das Gute aufrichtig ohne so viele Untersuchung thun.

Igfr. Eitelfreundinn.

Das Fräulein Aufrichtig nimmt meine Parthey. Ich dachte diesen Augenblick gerade eben so, wie Sie.

Frl. Aufrichtig.

Erlauben Sie mir, daß ich mich erklären darf, mein Schatz. Wenn ich meiner lieben Gut Einwürfe mache: so geschieht es bloß, damit ich demjenigen gehorche, was sie mir befohlen hat. Sie will nicht, daß ich ihr auf ihr Wort glaube; folglich muß ich Beweise von ihr verlangen. Im Grunde aber bin ich überzeugt, sie habe gute Gründe, wenn sie etwas behauptet; und ich bin stets geneigt, meine Meinungen fahren zu lassen, so bald sie mir zeigt, daß solche falsch sind.

Madem. Gut.

Das ist eine gute Eigenschaft; und ich bin überzeugt, Sie werden zugeben, daß man nicht bloß den Nonnen oder Klosterfrauen diese beständige Sorge und Wachsamkeit auf dasjenige überlassen muß, was in unserm Herzen vorgeht.

Sie

Sie wollen glücklich seyn, mein Schatz. Wir haben entdeckt, daß die Quelle der Glückseligkeit in unserm Herzen ist, daß die Hindernisse bey der Glückseligkeit unsere unordentlichen Leidenschaften und vornehmlich unsere übelverstandene Eigenliebe sind. So wie wir nun aus unserm Herzen einige Wurzeln der Eigenliebe und anderer Leidenschaften herausreißen: so reißen wir auch eine Hinderniß zur Glückseligkeit heraus. Damit wir diese Hindernisse entdecken und sie austreiben, so brauchet man eine beständige Aufmerksamkeit, eine stete Wachsamkeit. Es müssen also alle diejenigen, welche glücklich werden wollen, diese Wachsamkeit ausüben; denn man kann keine Feinde aufreiben, die man nicht kennet.

Frl. Aufrichtig.

Nunmehr bin ich von der Nothwendigkeit überzeugt, in den allerverborgnensten Falten meines Herzens unaufhörlich herum zu stören. Ich bitte Sie, Fräulein Lucia, sagen Sie uns nun weiter, was Sie sagen wollten.

Frl. Lucia.

Ich wende, wie ich schon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen, eine halbe Stunde zu meinem Morgengebethe an; und bis zum Frühstücke, welches eine Stunde darauf kömmt, lese ich ein andächtiges Buch.

Madem. Gut.

Und was thun Sie, damit Sie Nutzen von diesem Lesen haben?

Fräul.

Frl. Lucia.

Ich will setzen, es ist eine Predigt wider die Eitelkeit. Ehe ich sie anfangе, so bitte ich den heiligen Geist um Erleuchtung, damit ich mir mein Lesen zu Ruhe machen könne. Ich überre-
de mich, Gott wolle mich unterrichten; und die-
ses setzet mich in die ehrerbiethigste Gemüthsver-
fassung, welche sein Wort erfordert. Finde ich,
daß man in dieser Predigt einige von denen Feh-
lern berührt hat, welche die Eitelkeit mich or-
dentlicher Weise begehen läßt: so bitte ich Gott
deswegen um Verzeihung, und suche die Mittel,
mich davon zu bessern. Ich denke auch über die
Fehler nach, worein mich die Eitelkeit ziehen könn-
te, wenn ich ihr eine gar zu große Herrschaft über
mein Herz ließe; und dieses muntert mich auf,
gute Entschliesungen auf mein ganzes Leben und
besonders auf diesen Tag zu fassen. Weil ich
aber meine Schwäche kenne: so bitte ich Gott,
durch das Verdienst Jesu Christi, um die nöthige
Stärke zur Erfüllung meiner guten Entschliesun-
gen. Ich endige mein Lesen damit, daß ich Gotte
für alle die guten Regungen danke, die er mir da-
bey gegeben hat. Ich thue eben das, wenn ich
in eine Predigt gehe.

Madem. Gut.

Die Jungfer Eitelfreundinn hat mir ver-
sprochen, sie wolle sich bessern und als eine Chri-
stinn leben; hier hat sie die Mittel dazu. Ge-
stehen Sie mir nur, mein Schatz, daß Sie nicht
ein-

einmal einen Begriff von demjenigen gehabt haben, was man thun müßte, wenn man sich in den Stand setzen wollte, sich das Wort Gottes zu Nütze zu machen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich will Ihnen umständlich erzählen, auf was für Art ich der Predigt beywohne; denn was das Lesen erbaulicher Bücher betrifft, so gestehe ich zu meiner Schande, ich habe niemals eines gelesen. Meine erste Sorge ist, daß nichts an meinem Anpuge fehle. Ich sehe die Kirche als einen Schauspielssaal an; und weil ich mir die lange Weile damit vertreibe, daß ich anderer ihre Kleidung untersuche und beurtheile: so bilde ich mir ein, sie thun auf ihrer Seite eben das. Wenn ich vermüthe, es werden einige Herren von meiner Bekanntschaft in der Predigt seyn: so puge ich mich weit mehr. Allein, das ist selten; denn sie kommen nicht viel hinein. Es sind nur die Alten da; und ich bekümmere mich nicht viel darum, ob ich denen gefalle oder nicht.

Madem. Gut.

Vordem, mein Schatz, sah man viel mehr junge Herren in der Kirche: sie waren aber deswegen nicht andächtiger. Die Begierde, das Frauenzimmer zu sehen, zog sie dahin; denn die schönen Kinder giengen sonst nirgend hin, als in die Kirche; und den übrigen Tag blieben sie zu Hause. Heute zu Tage ist es ganz anders. Man sieht sie überall; sie sind allenthalben. Man darf nur in die Gärten,
auf

auf die öffentlichen Spazierplätze gehen: so sieht man ganze Schaaren davon einher ziehen. Es ist nicht schwer, zu errathen, wenn man sie ansieht, daß sie nicht in der Absicht dahin kommen, die zur Gesundheit nöthige Leibesübung vorzunehmen, sondern um sich sehen zu lassen und gesehen zu werden. In den Schauspielen, in den Asseembleen und dergleichen Orten wimmelt alles von ihnen. Sie sehen also wohl, daß es unnöthig seyn würde, wenn man sie erst in der Kirche suchen wollte. — Erzählen Sie weiter, Jungfer Eitelfreundinn.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Wenn der Prediger schlecht prediget: so gähne ich und schlafe ein. Schildert er die Laster ab: so deute ich die Abschilderung geschwind auf die oder jene Frau oder Jungfer; und ich habe es mir noch niemals einfallen lassen, daß ich in mich selbst gehen und sehen wollte, ob nicht das auf mich selbst gieng. Zwischen der Zeit, da ich diese Anwendung mache, grüße ich eine Person zur Rechten; ich werfe einen Blick auf eine zur Linken; ich beschäftige mich in Gedanken mit einer Gesellschaft, wo ich den Abend hingehen will, mit einer andern, worinnen ich kürzlich gewesen; kurz, ich thue mein Bestes, damit die Zeit hingehet, und ich mir diejenige verkürze, die ich da zubringe, und die mir sehr lang vorfähmt.

Fräul. Luise.

Ich thue nicht völlig eben das: aber es läuft doch eben darauf hinaus. Ich höre mit Gleichgültigkeit

gütigkeit zu. Zuweilen habe ich gleichwohl gute Bewegungen: allein, sie vergehen wie ein Blitz; und die Zerstreuungen, denen ich mich überlasse, wenn ich aus der Kirche komme, vertilgen das Andenken von dem, was ich gehöret habe; wenigstens erinnere ich mich dessen nur bloß, damit ich den Prediger beurtheilen könne.

Madem. Gut.

Urtheilen Sie nun darnach, meine Fräulein, von dem Nutzen, den man aus dem Worte Gottes ziehen kann. Indessen lehret uns doch die heilige Schrift, daß es niemals vergebens ausgesprochen wird. Es verhärter diejenigen, die es nicht bekehret. Es ist wie die Sonne, welche sehr verschiedene Wirkungen, nach der Beschaffenheit derer Gegenstände, hervorbringt, welche sie mit ihren Strahlen berührt. Sie bleichet das Wachs und schwärzet das Gesicht; sie zerschmelzet das Eis und verhärter den Roth. — Was thun Sie nach Ihrem Lesen, mein Schatz?

Fräul. Lucia.

Ich gehe hinunter zum Frühstück, und unterwegs bitte ich Gott, er wolle doch niemals zulassen, daß ich die Sorge für meine Seele vergesse, und nur gar zu sehr auf meinen Leib denke. Wenn ich mich an den Tisch setze: so danke ich ihm für die Güte, die er hat, daß er mir Speise und auch Lust genug giebt, sie mit Vergnügen zu verzehren.

Mag. f. i. 2. III Theil.

h

Igst.

Jgfr. Zina.

Kann man seine Vergnügungen Gotte eben so wohl darbringen, als seine Beschwerden?

Madem. Gut.

Man muß ihm alles darbringen, meine lieben Freundinnen. Ueber dieses müssen die unschuldigen Ergötzungen, die er uns zu genießen erlaubet, unsere Erkenntlichkeit erwecken. Sie haben zuweilen einen Eiel gehabt; es ist alsdann eine Strafe, etwas zu essen. Was würde es seyn, wenn wir beständig in diesem unangenehmen Zustande wären? Weil Gott nun die Güte gehabt hat, uns dessen zu überheben, und dagegen vielmehr ein Vergnügen damit verbunden hat, wenn wir unsern Bedürfnissen ein Genügen leisten: so ist es das geringste, daß wir ihm unsere Erkenntlichkeit dafür bezeugen. Fahren Sie fort, mein Herz.

Fräul. Lucia.

Nach dem Frühstücke mache ich mir eine Stunde eine Lust; das ist, ich gehe in dem Garten herum spazieren, oder ich singe auch wohl, indem ich etwas arbeite, oder ich spiele auf dem Claviere. Von Zeit zu Zeit erinnere ich mich, daß Gott gegenwärtig ist; ich bringe ihm das dar, was ich thue, oder ich mache auch andere kurze Gebethe.

Fräul. Luise.

Hindert Sie das aber nicht, sich zu vergnügen? Dieser Gedanken und die andern von der Art sind für eine Zeit, wo man sich eine Lust machen will, sehr ernsthaft. Ueber dieses so dünket mich,

mich, es müsse sehr beschwerlich seyn, seine Aufmerksamkeit also zusammen zu nehmen.

Fräul. Lucia.

Ganz und gar nicht, mein liebes Fräulein. Dieser Gedanken, Gott ist gegenwärtig, ist sehr tröstlich. Mich dünket alsdann, ich sey ein liebes Kind, welches sich in Gegenwart eines gütigen Vaters die Zeit vertreibt. Dieser zärtliche Vater sieht ihm mit Wohlgefallen zu und hat ein Vergnügen über seine Freude. Weil die Gebethe, die ich alsdann thue, sehr kurz sind: so ist solches nur eine lebhaftte Bewegung des Herzens gegen Gott. Im Anfange mußte ich mir freylich alle Mühe geben, daß ich mich dieser guten Gedanken erinnerte: jeko aber kommen sie von selbst und ohne daß es mir den geringsten Zwang kostet. Um neune gehe ich wieder in mein Zimmer und lese die Historie; ich studire die Erdbeschreibung; ich schreibe dasjenige auf, was mir bey meinem Lesen gefällt. Auf diese Art beschäftige ich mich bis um zwölfte oder halb ein Uhr, da mein Kammermädchen kommt, und mich ankleidet. Diese Zeit ist mir so geschwind vergangen, daß ich stets glaube, sie irre sich um eine Stunde. Wenn ich auf dem Lande bin oder es in der Stadt schön Wetter ist: so höre ich eine Stunde eher auf, damit ich spazieren gehen könne: allein, das kommt mir hart an, vornehmlich wenn ich in einem Buche lese, das mich einnimmt.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und wer zwingt Sie denn, daß Sie Ihr Buch verlassen, wenn Sie mehr Vergnügen an dem Lesen finden, als an dem Spazierengehen?

Frl. Lucia.

Die Begierde, den Willen Gottes zu vollbringen, und mir nicht anzugewöhnen, daß ich aus Eigensinne handele.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Was fraget doch der liebe Gott darnach, ob Sie lesen oder spazieren gehen? Ich glaube, das ist ihm sehr gleichgültig. Und hernach so sehe ich auch eben so wenig die Nothwendigkeit, seinen Eigensinn zu zwingen, wenn er so unschuldig ist, als der da, und niemand beleidiget.

Frl. Lucia.

Da mir Gott einen Leib gegeben: so hat er mir auch die Sorge für meine Gesundheit aufgetragen; und ich kann sie nicht hindan setzen oder ihr Abbruch thun, wenn ich es nicht an demjenigen will ermangeln lassen, was er von mir fordert. Nun ist die Leibesübung nothwendig zur Gesundheit; und wenn ich stets eingeschlossen bliebe, so würde ich durch meine Schuld krank werden: das würde aber gewiß dem Willen Gottes zuwider seyn. Sie sagen, es sey nichts böses, seinem Eigensinne zu folgen, wenn er unschuldig ist. Ich gebe es zu; und es geschieht bloß aus Eigenliebe, daß ich mich befeißige, meinen Eigensinn zu brechen. Ich weiß nicht, wie es mir in Zukunft ergehen wird.

wird. Vielleicht werde ich mich verheurathen; und ungeachtet aller meiner Vorsicht könnte es doch wohl geschehen, daß ich einen Mann bekäme, der eine ganz andere Art von Grillen haben wird, als meine. Hätte ich mich nun gar zu sehr gewöhnet, ihnen zu folgen: so könnte es kommen, daß ich mich vom Morgen bis auf den Abend zanken, oder durch die Nothwendigkeit, stets widersprochen zu werden, viel leiden müßte. Ist es also nicht besser, daß ich mich bey Zeiten darnach einrichte, und mich gewöhne, mir selbst zu widersprechen?

Igst. Eitelfreundinn.

Ich bewundere Sie, daß Sie den Entschluß gefasset haben, sich eines Mannes halber zu zwingen. Sie werden ihn verderben, mein Fräulein. Ich sage nicht, daß ich meinem niemals nachgeben werde: aber gewiß, er wird mir erst mit seinem guten Beispiele vorgehen müssen. Ich werde ihn auf diesen Fuß setzen, bevor ich ihn heurathe; und ich werde ihm die ganze förmliche Erklärung thun, ich begehre nicht, die Sclavinn seiner wunderlichen Einfälle zu werden.

Madem. Gut.

Sie werden eine schöne Haushaltung anfangen, mein Schatz. Ein Liebhaber wird Ihnen versprechen, er wolle den Mond mit den Zähnen fassen, wenn Sie es von ihm verlangen: allein, die Versprechungen dieser Herren sind auf leichte Baumbblätter geschrieben, die der erste Wind wegführt.

führt. Sie erinnern mich an ein eiteles junges Frauenzimmer, welches sich durchaus nicht anders verheuratthen wollte, als wenn sie eine Kutsche bekäme. Ihr Liebhaber versprach, er wollte ihr eine anschaffen, und er machte sich so gar schriftlich anheischig dazu. Er hielt ihr auch sein Wort und kaufte ihr eine sehr schöne Kutsche: er wollte aber niemals Pferde dazu halten.

Fräul. Aufrichtig.

Wenn ich glaubete, daß es mir eben so gehen sollte: so wollte ich mein Lebenlang unverheurathtet bleiben. Ich gehorche, so lange ich auf der Welt bin, mit Gutem oder Bösem; und ich bin es so sehr überdrüssig, daß ich nun auch meiner Seits begehre, es sollen mir andere gehorchen, und ich will keinem mehr gehorchen.

Jgfr. Zina.

Ich gestehe es Ihnen, mein Schatz, ich denke nicht so, wie Sie. Ich weiß, wenn ich einen Mann nehme, so werde ich mir einen Herrn setzen; und ich bin fest entschlossen, alle meine Mühe anzuwenden, daß ich meinen Willen nach seinem richte, es sey im Kleinen oder Großen. Ich werde dieses als eine Pflicht ansehen.

Madem. Gut.

Es fällt mir sehr leicht, meine Fräulein, Ihnen daraus die Nativität zu stellen, oder Ihr künftiges Schicksal voraus zu sagen. Das Fräulein Aufrichtig wird, nach seinen Grundsätzen, die größte Widersprecherin unter allen Frauen, und
folg-

folglich die unglücklichste seyn: die Jungfer Zina hingegen wird es dahin bringen, daß sie ihren Mann ganz und gar regieret. Man bringt es nur durch Gefälligkeit dahin, daß man sich die Herzen unterwirft. In einigen Jahren, meine lieben Freundinnen, werden Sie mir von meinen Prophezeungen die Erfüllung sagen können.



Das XXII Gespräch.

Madem. Gut.

Wir wollen mit der Historie des Fräuleins Maria anfangen.

Hel. Maria.

Cybares, des Cyrus Oheim, welchen die heilige Schrift Darius nennet, sah es für gut an, daß er über sein ganzes Königreich viele Landvögte setzte. Sie sollten die unterschiedenen Landschaften desselbigen regieren, damit er der Mühe überhoben wäre. Doch damit sie auch Recht thäten, so setzte er drey andere Fürsten über sie; denen sollten sie Rechnung ablegen. Einer von diesen dreyen war Daniel, dem der König sehr gnädig war. Er übertrug sie auch alle an Verstande und Einsicht; und darum wollte ihn der König sogar über das ganze Königreich setzen. Dieses machte die andern Fürsten und Landvögte eifersüchtig auf ihn, und sie stellten überall auf, daß sie etwas finden möchten, das ihn stürzen

zen könnte. Aber sie konnten nichts wider ihn aufbringen; denn er war treu; und man wußte ihm nichts Schuld zu geben, noch eine Uebelthat bezumessen. Das erkannten sie wohl und bereuerten sich daher, sie wollten ihm wegen seines eifrigen Gottesdienstes eine Falle legen. Sie beredeten also den König, er möchte einen Befehl ergehen lassen, und dadurch verbiethen, es sollte niemand innerhalb dreßßig Tagen von irgend einem Gotte oder Menschen etwas bitten, als nur von ihm; und wer dawider handelte, der sollte in den Graben zu den Löwen geworfen werden. Das that der König und unterzeichnete solchen Befehl. Dadurch konnte er denn nicht wieder geändert werden. Als Daniel solches erfuhr: so gieng er hinauf in sein Haus, und bethete da in seinem Sommerhause, wo er offene Fenster gegen Jerusalem zu hatte. Das geschah dreymal des Tages, wie er es sonst zu thun pflegete. Man wußte, daß er diese Gewohnheit hatte; und seine Feinde giengen deswegen eben um die Zeit zu ihm und fanden ihn also vor seinem Gotte bethen. Sogleich meldeten sie es dem Könige, und stellten ihm vor, das wäre ein Frevel und großer Ungehorsam von Daniels, der noch dazu ein Gefangener aus Juda wäre; und das könnte nicht so ungestraft hingehen. Der König wurde sehr betrübt darüber, da er solches hörte, und that alles, was er konnte, damit er Daniels von der Strafe losbrächte, und ihm das Leben rettete. Aber die Großen redeten ihm zu, und sageten: das gienge nicht an, der

Meden

Meden und Perser Recht wäre, was der König einmal beschlossen und gebothen hätte, das müßte unverändert bleiben. Er ließ also Danieln gegen Abend vor sich bringen und sagete mit betrübtem Herzen zu ihm: Dein Gott, dem du ohne Unterlaß dienest, wird dir schon helfen. Und damit warfen sie ihn zu den Löwen in den Graben. Der König mochte wohl muthmaßen, daß Daniels Feinde ihn gern todt hätten. Er ließ daher einen großen Stein bringen; der wurde vor die Thüre an dem Graben gelegt; und der König versiegelte ihn mit seinem eigenen Ringe und mit dem Petschafttringe seiner Gewaltigen, damit keiner an Danieln Muthwillen üben und ihn umbringen könnte, wenn es die Löwen nicht thäten. Darauf gieng er ganz betrübt in das Schloß und wollte den Abend weder essen noch trinken; er konnte auch die ganze Nacht über vor Bekümmerniß nicht schlafen. So bald nur der Tag anbrach, stund er auf und eilte zu dem Graben, worinnen die Löwen waren. Er rief mit kläglichem Stimmeh hinein: Mein lieber frommer Daniel, hat dich dein Gott, dem du so fleißig gedienet, auch wohl vor den Löwen bewahret, daß sie dich nicht zerrissen haben? Ja, allernädigster Herr, antwortete Daniel; mein Gott hat seinen Engel gesandt; der hat den Löwen den Rachen zugehalten, und sie haben mir nichts thun können; denn ich bin unschuldig vor ihm; und ich habe auch nichts wider meinen König verbrochen. Hierüber wurde Darius sehr froh und ließ ihn

sogleich aus dem Graben ziehen. Er war nicht im geringsten beschädigt. Da nun der König seine Unschuld erkannt hatte: so ließ er seine Ankläger holen und zur Strafe für ihre Bosheit zu den Löwen in den Graben werfen. Sie kamen aber nicht einmal hinunter auf den Boden; denn die Löwen sprangen in die Höhe, ergriffen sie, und zermalmten auch sogar ihre Knochen.

Madem. Gut.

Wenn man allen Eifersüchtigen, Boshaften und Verleumdern also begegnete: so würde deren nicht eine so große Anzahl seyn.

Frl. Maria.

Ich für mein Theil denke, Chyares Darius sey ein rechter zaghafter Herr gewesen, daß er seinen Großen so die Gewalt über sich gelassen, und einen Mann, von dem er doch wußte, daß er unschuldig war, dem Tode ausgesetzt, und dessen Neider und Angeber nicht vielmehr sogleich gestrafet hat.

Madem. Gut.

Das ist das Schicksal der schwachen Prinzen; sie sind die Diener der Leidenschaften aller derjenigen, die um sie sind. Die Schwachheit dienet ihnen statt aller Leidenschaften. Was ich von den Fürsten sage, das ist von allen Menschen zu verstehen. Eine schwache Seele ist zu allem Uebel fähig, das man sie will begeben lassen. Ich wollte lieber, glaube ich, mit einem Boshaften zu thun haben, als mit einem Menschen von solcher Gemüths-

müthsart. Man kann sich nicht eine Viertelstunde
de sichere Rechnung auf ihn machen.

Frl. Verständig.

Sie haben mir erlaubet, ich solle diesen Fräulein die Geschichte erzählen, welche den Cyrus mit
angehen. Ich will ihnen beweisen, daß dieser
Cyaxares keinen Verstand hatte; denn er war eifersüchtig.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Die Eifersucht ist das unfehlbare Merkmaal eines kleinen Geistes. Mich dünket aber gleichwohl, man müsse uns erst sagen, wer Cyrus gewesen, ehe wir vom Cyaxares reden. Das Fräulein Geistreich mag anfangen; hernach werden Sie fortfahren.

Fräul. Geistreich.

Astyages, König in Medien, hatte schon eine große Tochter, als Cyaxares, sein Sohn, auf die Welt kam. Er vermählte diese Tochter, welche Mandane hieß, mit dem Erben des Königreiches Persien, Cambyses. Das Königreich Persien war damals eben nicht sehr groß: es war aber doch sehr ansehnlich; weil es von Leuten bewohnet wurde, welche tugendhaft waren. Dieß kam nicht daher, daß die Perser ganz andere Neigungen gehabt hätten, als die andern Völker; sie kamen nicht frommer und rechtschaffener auf die Welt, als ihre Nachbarn; sondern die gute Erziehung, die sie erhielten, verbesserte ihre Fehler und machte, daß sie eine ganz andere Art Menschen zu seyn schienen.

schienen. Ihre Aeltern gaben ihnen diese gute Erziehung nicht. Es war keinem Vater erlaubt, seinen Sohn bey sich zu behalten; und man mußte alle diejenigen Kinder, die einmal etwas werden sollten, in die öffentlichen Schulen schicken. Diese waren von dreyerley Art. In der erstern, welche für die kleinen Kinder war, aß man niemals etwas anders, als Brodt und Kresse; und trank nichts, als Wasser. Die Betten waren bloße Decken, die auf der Erde ausgebreitet wurden; und so kalt es auch war, so machte man doch niemals ein Feuer an. In dieser Schule gewöhnete man die Kinder, daß sie die Pflichten der Religion in Ehren halten, sie lieben und ausüben mußten; man gewöhnete sie auch zu einem großen Gehorsame; und wenn sie viele Jahre in dieser Schule zugebracht hatten, so schickete man sie in ihrem funfzehnten oder sechzehnten Jahre in die zweyte Schule oder Classe.

Jrl. Maria.

Sie wissen wohl, meine liebe Gut, ich bin eben nicht gefräßig und leckerhaft; und ich weiß wohl, ein hartes Leben verlängert unsere Tage. Indessen kann ich doch das Leben nicht billigen, welches man diese armen Kinder führen ließ. Wie? immer Kresse und Kresse? Würden sie nicht eben so stark geworden seyn, wenn man ihnen von Zeit zu Zeit ein Bißchen Ungeschlagenes oder ein Stückchen Braten gegeben hätte? Ich befinde mich recht vortreflich wohl; und ich esse das sehr oft.

Madem.

Madem. Gut.

Die Perser befanden sich noch besser, mein Schatz. Vielleicht gestund man diese kleinen Leckerbissen den Mägden zu. Es war aber gut, daß man die Knaben zu etwas mehrerm gewöhnete. Sie befanden sich besser dabey, wenn sie in den Krieg zogen, wo man sich oftmals glücklich schäget, wenn man nur Brodt und Wasser hat.

Frl. Hestig.

Aber so auf der Erde nur auf einer bloßen Decke schlafen, das ist doch wohl sehr hart?

Madem. Gut.

Ich versichere Sie, mein liebes Fräulein, der Leib gewöhnet sich zu allem, wie Ihnen neulich das Fräulein Verständig sagte. Ich habe in meiner Jugend auf einem Bette geschlafen, das so hart war, wie ein Brett; und das hat mir einen guten Dienst geleistet. Ich schlafe überall gut; da ich hingegen Leute sehe, die kein Auge zuthun können, wenn sie in ein anderes Bette kommen. Sagen Sie, ist das nicht recht beschwerlich? Das Fräulein Maria wünschet den Persern nur das, was es kennen, und was es selbst gern ist. Ein Kind, welches in dem Gebirge geboren wäre, würde ihnen nur Erdäpfel wünschen; und wenn die Schule der Perser noch vorhanden wäre, so würden diese Kinder vielleicht dafür halten, daß sie sehr schlecht gespeiset würden, weil sie nicht bey allen Mahlzeiten Kresse hätten. Alles, was den Leib angeht, beschäftigt die Aufmerksamkeit.

merksamkeit einer vernünftigen Person nicht. Er ist ein Thier, welches man gewöhnet, wie man will. — Fahren Sie fort, Fräulein Geistreich; was that man in der zweyten Classe?

Frl. Geistreich.

Man bildete den Leib der jungen Leute volends durch beschwerliche und saure Uebungen. Sie mußten alle Nacht auf der Wacht seyn und zuweilen mit dem Könige auf die Jagd gehen, wo sie zu den mühsamsten Verrichtungen gebraucht wurden. In der dritten Classe oder Schule befaß man sich endlich, sie diejenigen Künste und Wissenschaften zu lehren, die zu dem Stande gehörten, den sie ergreifen wollten. Da Mandane einen Sohn bekam, den sie Cyrus nannte: so wurde er so, wie die andern Kinder, in diesen öffentlichen Schulen erzogen. In seinem zwölften Jahre aber nahm ihn seine Mutter mit sich nach Medien, daß er seinen Großvater besuchen sollte, der ihn gern sehen wollte. Dieß war eine sehr gefährliche Reise für den jungen Cyrus. Man lebete in Medien sehr herrlich; und es war zu befürchten, die Verschwendung, die Pracht und das Wohlleben möchten einem Kinde von zwölf Jahren einen Ekel vor den ungekünstelten und schlechten Sitten der Perser machen. Die gute Gemüthsart des Cyrus rettete ihn vor dieser Gefahr; und als sein Großvater ihn einst fragete, was er von diesen großen Schmausereyen dächte: so antwortete er ihm: Die Medien geben sich viele Mühe und machen große Um-

Umwege, den Bedürfnissen der Natur abzuhefeln; die Perser nehmen einen viel kürzern und leichtern Weg; ein wenig Brodt und Kresse und ein Trunk Wasser sind ihnen genug dazu.

Madem. Gut.

Fräulein Hestig, wenn Sie sich des köstlichen und prächtigen Mahles erinnern, welches Asiyages anstellte, damit der junge Cyrus bey ihm bleiben möchte: so seyn Sie so gütig und erzählen es uns.

Frl. Hestig.

Asiyages hatte sich in den Kopf gesetzt, er würde den jungen Cyrus durch die Pracht und Herrlichkeit seines Hofes verblenden können. Er lud daher die Vornehmsten an demselben zu einem großen Mahle ein und befahl ihnen, sie sollten sich auf das allerprächtigste dazu kleiden lassen. Cyrus sah alles mit gleichgültigen Augen an. Zu Ende der Tafel sagte Asiyages zu ihm: »Ich gebe dir alles, was auf der Tafel ist; du kannst es nach deinem Gefallen austheilen und denen schenken, die du am liebsten hast.« Cyrus gab dem einen Bedienten eine Schüssel, weil er bemerkter hatte, daß er seinem Großvater gute und treue Dienste leistete; eine andere demjenigen, der für seine Mutter Sorge trug; derjenige, der ihn reiten lehrte, bekam auch ein Geschenk; kurz, er verschenkte nichts, woben er nicht eine gute Ursache hatte, warum er einem etwas schenkte. Sie erhielten auch alle etwas: des Königes Munde
schenkt

schenk aber, welcher Sakas hieß, gieng leer aus. Dieser Bediente hatte zugleich auch das Amt, daß er diejenigen, die zu dem Könige wollten, zu ihm hinein lassen mußte. Nun war es ihm nicht möglich gewesen, den jungen Cyrus so vielmal hinein zu lassen, als er es verlangete; denn er kam oftmals, wenn sein Großvater in Geschäften war. Dieses konnte Cyrus nicht verschmerzen; und daher ließ er ihm bey dieser Gelegenheit seine Empfindlichkeit blicken und gab ihm nichts. Sein Großvater aber war damit nicht recht zufrieden. »Weil du doch die Verdienste belohnest, sagete er zu ihm: so hättest du billig dem Sakas auch etwas schenken sollen, der mir so gut zu trinken reichen kann.« — »Dazu brauchet man nicht eben sehr geschickt zu seyn, antwortete Cyrus; ich bin nur noch ein Kind, und ich bin doch versichert, ich will es eben so gut machen, als er.«

Das müssen wir sehen, sagete der König. Sogleich nahm Cyrus alles, was dazu gehörete, und schenkte ihm mit sehr guter Art zu trinken ein, und überreichete es mit aller nöthigen Geschicklichkeit. Als er wahrnahm, daß sein Großvater ein Vergnügen darüber hatte: so rief er mit Lachen aus: »Du bist verloren, armer Sakas, ich werde nun dein Amt bekommen.« — »Noch nicht, sagete Astyages; denn du hast das Vornehmste vergessen; du hast den Wein nicht erst gewisset.« — »Das habe ich mit allem Fleiße vergessen, antwortete Cyrus; ich habe eben kein Gift kosten wollen.« — Und warum sagest

»sagest du, der Wein sey Gift?«, fragete Asthages. Cyrus antwortete: »Weil er denjenigen den Verstand benimmt, die davon trinten. Ich habe es neulich bemerkt. Nachdem Sie davon getrunken hatten, so vergaßen Sie, daß Sie König waren; und die andern vergaßen es auch, daß sie Ihre Unterthanen waren. Sie redeten alle zusammen zugleich; sie lachten ohne Ursache; und als Sie tanzen wollten, so konnten Sie fast auf keinem Beine stehen und giengen ganz die Quere.« — »Begegnet denn das deinem Vater Cambyfes nicht?«, fragete Asthages. »Nein, gar nicht, gab ihm Cyrus zur Antwort. »Wenn mein Vater getrunken hat, so dürstet ihr nicht mehr; das ist alles, was ihm begegnet.«

Jgfr. Schönnichinn.

Meine liebe Gut, ich denke, man würde dafür, daß man den Cyrus gelehret hätte, nur bloß von Kräutern zu leben, wie ein Thier, wohl eben so gut gethan haben, wenn man ihn gewöhnet hätte, daß er nicht zur Unzeit einen Verdruß worüber fassen noch sich zu rächen suchen sollte. Es war sehr häßlich, daß er über den Wundschanken böse wurde; denn kurz, dieser Mann hatte seine Pflicht gethan. Waren nicht die Eugenden der Perser, der Lacedämonier ihren ein wenig ähnlich?

Madem. Gut.

Ich gestehe es, Ihre Anmerkung ist sehr gut, mein Fräulein. Des Cyrus Unwillen war nicht
Mag. f. j. L. III. Theil. I gerecht,

gerecht, und die Rache, die er ausübete, niederträchtig. Ein Mensch, welcher Großmuth besitzt, rächet sich nicht an einem andern, der sich nicht wieder ihn vertheidigen kann. Uebrigens war dieses vielleicht nicht ein Fehler der Schule der Perser, sondern des Cyrus. Haben Sie niemals unterlassen, meine Fräulein, dasjenige zu beobachten, was ich Ihnen empfohlen hatte? — Wir wollen zu Ende dieser Lehrstunde noch weiter vom Cyrus reden, wenn wir Zeit dazu haben. Es sind uns noch einige Historien übrig, welche vorgehen müssen. Fräulein Hestig, die Reihe ist an Ihnen.

Fräul. Hestig.

Gott redete einmal mit einem Manne, welcher Jona hieß, und sagete zu ihm: Rache dich auf und gehe nach der Stadt Ninive und kündige ihr an, sie solle wegen ihrer Bosheit in vierzig Tagen untergehen. Jona wollte dem Herrn nicht gehorchen, sondern gedachte, er wollte lieber vor ihm fliehen. Denn er sagete bey sich selbst: Der Herr ist gnädig, barmherzig, langmüthig und von großer Güte und Treue; er verzeiht leicht und strafet nicht gern. Wenn es die Niniviten bereuen werden, daß sie Böses gethan haben: so wird es ihnen Gott auch vergeben; und dann werde ich für einen Lügner gehalten werden. Er begab sich also auf das Meer zu Schiffe und wollte an einen andern Ort fahren, damit er dem Herrn aus dem Gesichte käme; als wenn auch irgend ein Ort wäre, wo man sich den Augen Gottes und

und seiner Macht entziehen könnte. Aber da er nun auf dem Meere fuhr: so entstand ein starker Wind und ein entsetzliches Ungewitter, daß man nicht anders dachte, als das Schiff müßte zu tausend Trümmern gehen. Die Schiffsleute sucheten, es leichter zu machen, und warfen deswegen ihr Geräthe hinaus. Sie waren in grausamer Angst, und ein jeder schrie und bethete zu seinem Gotte. Jona aber war hinunter in das Schiff gestiegen und lag da und schlief. Der Schiffherr gieng zu ihm und weckte ihn auf, und sagte, er sollte doch seinen Gott auch anrufen, vielleicht würde er ihnen helfen. Man losete, damit man erfahren möchte, wer unter ihnen an dem Sturme wohl Schuld wäre. Das Loos traf den Propheten Jona, und man fragete ihn, wer er wäre und was er gethan hätte? Er erzählte es ihnen; und sie erfuhren also mit großem Schrecken, daß er vor dem Herrn stöhe, der die Erde und das Meer gemacht hätte, und dem Wind und Wellen zu Gebote stünden. Darauf frageten sie ihn in der Angst: Was sollen wir denn nun mit dir anfangen, daß uns das Meer still wird? Das will ich euch wohl sagen, antwortete Jona; nehmet mich und werfet mich in das Meer; denn ich weiß, daß euch nur um meinetwillen dieß Unglück begegnet, und daß der Herr mich allein verfolgt. Aber die Leute wollten das nicht gern thun, sondern sucheten mit allen Kräften, ob sie etwan an das Land kommen könnten. Doch es gieng nicht an; und der Sturm wurde immer ärger. Sie nahmen daher endlich

den Jona und warfen ihn in das Meer; und da hörte es gleich auf zu toben und wurde still. Gott schickete aber einen großen Fisch, der mußte Jonam verschlingen: doch war es eben nicht ein Walfisch; denn der hat kein so großes Maul, sondern ein anderer großer Fisch. Jona blieb in dem Leibe dieses Fisches drey Tage und drey Nacht, und betete darinnen zu dem Herrn seinem Gotte, der ihn so wunderbarlich erhielt. Nach diesen dreyen Tagen mußte der Fisch Jonam wieder an das Land speyen; und da bekam Jona von neuem den Befehl, er sollte der Stadt Ninive den Untergang ankündigen. Nunmehr war Jona nicht mehr so widerständig, sondern er gieng hin.

Ninive aber war eine recht entseßlich große Stadt, und manbrauchete drey Tage dazu, ehe man sie ausgehen konnte. Jona gieng eine Tagereise weit hinein; und da fieng er an zu predigen und sagte: Es sind noch vierzig Tage, alsdann wird Ninive untergehen. Als die Einwohner diese erschrecklichen Drohworte hörten: so wandten sie sich zu Gott, glaubeten an ihn, und ließen predigen, man sollte fasten und beten; und kleine und große, vornehme und geringe legeten ihren Fuß ab, zogen Säcke an und warfen sich auf die Erde und beteten im Staube und in der Asche. Der König selbst that solches und ließ ein sehr strenges Fasten ansetzen, wo weder Menschen noch Vieh das geringste zu sich nehmen sollten; ein jeglicher sollte sich von seinem bösen Wege und von seiner Gottlosigkeit bekehren. Wer weis, se-
 gete

hete er hinzu, ob sich Gott nicht durch unsere Reue, durch unser Bitten und Flehen von seinem grimmigen Zorne bewegen läßt und uns Barmherzigkeit erweist, daß wir nicht verderben? Da auch Gott ihre Buße und Besehrung sah: so erbarmete er sich ihrer; und er that ihnen das Uebel nicht, welches er ihnen hatte drohen lassen. Das verdorß Jona recht sehr, und er wurde überaus zornig. Das habe ich wohl gesagt, sprach er; und darum wollte ich nichts damit zu thun haben, sondern lieber fortgehen. Ich wollte, daß ich nur todt wäre. Er bath auch Gott, in seinem unbilligen Unmuth, er möchte ihn nur von der Welt nehmen. Er gieng vor Verdrusse zur Stadt hinaus, und machte sich auf dem Felde eine Hütte, worein er sich setzte; denn er wollte doch gern sehen, wie es noch endlich mit der Stadt ablaufen und ob ihr denn gar nichts wiederfahren würde. Hier ließ Gott einen Kürbis wachsen; der schläng sich mit seinen Ranken an der Hütte hinauf und machte dem Jona mit seinen breiten Blättern Schatten. Darüber freuete sich nun Jona sehr. Aber Gott schickete einen Wurm; der stach den Kürbis oder fraß ihm die Wurzel ab; und da verdorrete das Gewächs. Den andern Morgen ließ Gott einen durren Wind wehen und die Sonne brannte sehr heiß. Sie stach Jona so heftig auf den Kopf, daß er ganz matt und ohnmächtig wurde. Da wünschte er sich vor Verdrusse zum andern Male den Tod und glaubete, er wäre mit Rechte böse. Aber Gott wies es ihm

anders. Dich jammert es, sagete er zu ihm, daß der Kürbis verdorret ist. Du hast ihn aber ja doch nicht gepflanzt, noch aufgezogen, noch sonst etwas daran gethan; er wuchs in einer Nacht auf. Gleichwohl bedaurest du ihn so sehr, daß du den Tod wünschest, weil er eben so wieder verdorret ist. Sollte es mich denn nun nicht jammern, wenn Ninive, eine so große Stadt, auf einmal verdürbe? Sollte ich es ihr auch nicht verzeihen, da sie ihre Sünden bereuet? Es sind ja mehr denn hundert und zwanzig tausend Menschen darinnen, die nicht zu unterscheiden wissen, was Recht oder Link ist; die vielen Thiere nicht einmal gerechnet.

Frä. Maria.

Pfui, das war garstig von dem Propheten, daß er böse darüber war, daß Gott diesen armen Leuten verzieh.

Madem. Gut.

Man muß gleichwohl seinen Fehler vergessen, weil ihm Gott solchen vergeben und ein Wunderwerk gethan hat, damit er ihm denselben zu erkennen gäbe, und die Aufführung rechtfertigte, welche er gegen die strafbare und reuige Stadt beobachtet hat. Bewundern Sie doch auch des Jona Entschuldigung: Der Herr ist gnädig, barmherzig und langmüthig. Er hält lange mit der Strafe zurück: endlich aber strafet er doch, wenn man fortfährt, seine Gnade zu misbrauchen. — Nun sind Sie an der Reihe, Fräulein Charlotte.

Fräul.

Fräul. Charlotte.

Es war einmal ein Mann in dem Lande Uz, der hieß Hiob. Er lebete schlecht und recht und war gottesfürchtig und hütete sich vor dem Bösen. Gott segnete ihn auch dafür reichlich. Er hatte sieben Söhne und drey Töchter und viel Vieh und Gesinde; und war daher auch reicher und vornehmer, als alle, die da herum wohnten. Alle Tage gab einer von seinen Söhnen, nach der Reihe herum, seinen Brüdern und Schwestern einen Schmaus und sie lebeten herrlich und in Freuden: den achten Tag aber hatte sie Hiob alle mit einander bey sich. Alsdann opferte er so viele Opfer, als ihrer waren, und bath Gott um Verzeihung wegen aller der Sünden, die sie in der Lust möchten begangen haben, damit er sie wieder mit ihm versöhnete und also heiligte.

Es geschah aber einmal, daß die Kinder Gottes vor den Herrn kamen; und der Satan kam auch mit. Da fragete ihn der Herr: Wo könnst du her, Satan? Und er antwortete: Ich habe das Land umher durchzogen. Nun, sagete der Herr, hast du nicht auf meinen Knecht Hiob Acht gehabt? Seines Gleichen an Gottesfurcht ist nicht mehr im Lande. O, antwortete Satan, mehnest du, daß er umsonst so gottesfürchtig ist? Du hast ihn reichlich gesegnet und groß gemacht, und das Seinige stets behütet. Es ist keine Kunst, daß man dich liebet und ehret, wenn es einem wohl geht. Aber zieh deine Hand von ihm ab, nimm ihm alles, was er hat; was gilst, er wird

dich ins Angesicht segnen oder wider dich murren, dich tadeln und dir nicht mehr so dienen. Darauf sagete Gott: Ich überlasse dir alles das Einzige, du kannst damit machen, was du willst; nur ihm selbst sollst du nichts thun. So gleich gieng Satan weg, hinunter auf die Erde, und dachte, er wollte dem Hiob schon so viel Unglück zufügen, daß er endlich wider Gott murren sollte.

Eines Tages also, da Hiobs Kinder zusammen bey ihrem ältesten Bruder zu Gaste waren, kam ein Vorthe zu Hiob und sagete zu ihm: Wir waren auf dem Felde und pflügeten und hüteten das Vieh, da kamen die Araber und trieben alles fort, und schlugen alle deine Leute todt. Ich bin nur allein davon gekommen, daß ich es dir ansagen können. Er hatte noch nicht ausgeredet, so kam schon ein anderer und sagete: Es fiel ein großes Feuer vom Himmel, und verbrannte alle deine Schafe und Knaben oder Hirten. Ich allein bin nur noch dem Unglücke entronnen, damit ich es dir sagen könnte. Als dieser auch noch erzählte, so kam schon wieder einer und berichtete: es hätten die Chaldäer in dreßen Haufen seine Kameele überfallen, die Leute dabey umgebracht, und sie alle zusammen mitgenommen. Kaum hatte Hiob diese Nachricht gehöret, so meldete ihm noch ein anderer: Ein großer entseßlicher Wind hat das Haus umgerissen, worinnen deine Kinder bey ihrem ältesten Bruder zu Gaste waren; und sie sind nebst ihren Bedienten alle zusammen von dem eingestürzten Hause erschlagen worden bis auf mich.

mich. Da Hiob so vielerley Unglück auf einmal
 hörte: so stund er auf, zerriß seine Kleider, zer-
 raufete sich die Haare, zum Zeichen, daß er bey
 seinem Verluste nicht unempfindlich wäre. Er
 fiel nieder auf die Erde und betete. Dabey sa-
 gete er die schönen Worte: »Ich bin nackend von
 meiner Mutter Leibe gekommen; nackend werde
 ich auch wieder dahin fahren. Der Herr hat es
 gegeben; der Herr hat es genommen; der Name
 des Herrn sey gelobet!«. Das war alles, was Hiob
 in seinem großen Schmerzen bey aller der Wider-
 wärtigkeit sagete; und damit versündigte er sich
 noch nicht. Durch Murren aber wäre es wohl
 geschehen; und das wollte Satan auch gern. Als
 er daher wieder vor Gott kam, und Gott ihn be-
 strafete, daß er ohne Ursache Hioben so viel Un-
 glück zugesüget, der doch noch immer fromm blie-
 be: so sagete er: So lange ein Mensch noch ge-
 sund bleibt, kann er alles verschmerzen: aber laß
 Hioben an seinem Gebeine und Fleische leiden, so
 wird er ganz anders reden. Nun wohl, antwor-
 tete Gott, du magst ihn auch noch an seinem Lei-
 be plagen; nur laß ihm das Leben. So gleich
 machete der Satan, daß Hiob über und über von
 dem Kopfe bis auf die Füße voller bösen Geschwü-
 re wurde. Er mußte einen Scherben nehmen
 und sich damit kratzen, oder den Eiter wegnehmen,
 der aus den Geschwüren gieng, und mußte in Asche
 sitzen, damit er solche trocken machete; denn er
 hatte nichts mehr, womit er sich sonst helfen
 konnte. Zum größten Unglücke und zu mehrer

Marter hatte ihm Gott seine böse Frau gelassen. Sie war recht gottlos und wollte ihn auch gern so haben. Sie spottete ihn aus, und fragete: Was hilft dir nun alle deine Frömmigkeit? Willst du noch fest an Gott halten? Ich dünkte, du segnestest ihn, oder ließest dein Vertrauen auf ihn fahren, und stirbest. Hiob aber kehrte sich an ihr Geschwätz nicht. Er sagete zu ihr: Du redest, wie die närrischen Weiber alle reden. Haben wir von Gott Gutes empfangen; warum sollten wir das Böse nicht auch annehmen? So blieb Hiob noch immer geduldig. Seine Freunde kamen, ihn zu besuchen. Aber da sie ihn in seinem Leiden hätten trösten sollen, so machten sie ihm vielmehr mancherley Vorwürfe, als wenn er diese Trübsal ganz wohl verdient hätte. Hiob ertrug alles mit Geduld und wünschte nur, daß sein Leiden durch den Tod bald geendiget würde, und tröstete sich dabey mit einer frühlichen Auferstehung. Aber Gott wollte seine Unterwerfung und Ergebung in seinen Willen auch noch hier in der Welt belohnen und machte ihn daher wieder gesund. Er gab ihm zweymal so viel wieder, als er gehabt hatte, und segnete ihn mehr, als vorhin. So bekam Hiob auch eben so viel Söhne und Töchter wieder, als er gehabt hatte, die aber noch viel schöner waren; und er lebete nachher noch lange und glücklich.

Madem. Gut.

Dies ist eine Erzählung aus der heiligen Schrift, die uns eine große Menge Betrachtungen darreicht.

het. Lassen Sie hören, Fräulein Verständig, was für Gedanken und Empfindungen hat diese Geschichte bey Ihnen hervorgebracht?

Frl. Verständig.

Sie erfüllet mich mit einem großen Vertrauen auf Gott. Es läßt, als wenn die Begebenheiten, welche verdrüsslich zu seyn scheinen, von einem ungefähren Zufalle hervorgebracht werden. In dessen sehe ich doch, Gott verordnet sie, Gott mißt sie ab; und er mißt auch die Geduld ab; welche wir nöthig haben, sie zu ertragen. Mich dünket, nichts sey tröstlicher.

Madem. Gut.

Das ist wahr, mein Schatz, alle Haare auf unserm Haupte sind gezählet. Es fällt keines ohne die Erlaubniß unsers himmlischen Vaters herab. Alle Macht der Hölle mag sich immerhin wider uns vereinigen; sie kann nichts ohne ausdrückliche Erlaubniß Gottes, welcher solche niemals, als zu unserm Besten bewilliget; das ist, entweder unsere Fehler zu bestrafen, und uns zu vermögen, daß wir wieder zu ihm zurück kehren, wie wir aus des Manasse Geschichte erlernen, oder uns die Gelegenheit zur Ausübung großer Tugenden zu verschaffen, wie es uns die Historie vom Hiob beweist.

Es würde uns noch vieles in der heiligen Schrift zu lernen übrig seyn, meine lieben Kinder, Was Sie aber davon wissen, ist zu Ihrer Erbauung

Erbauung hinlänglich; und das Uebrige erfordert noch einige Jahre mehr, als Sie haben. Die Bücher der Propheten zum Exempel. Die mögen Sie für sich lesen, und ich will Ihnen das, was Sie nicht recht verstehen werden, so gut erklären, als ich es nur immer selbst kann.

Jgfr. Miefchen.

Meine liebe Gut, ich habe unter meinen Büchern ein Trauerspiel; das heißt Esther; und man saget in der Vorrede, es sey aus der heiligen Schrift genommen. Sie haben uns aber davon nichts gesagt?

Fräul. Hestig.

Und mein Papa hat ein Gemälde, worauf der alte blinde Tobias von seinem Sohne wieder sehend gemacht wird; warum haben Sie uns denn auch davon nichts gesagt?

Madem. Gut.

Weil ich niemand beleidigen will, meine Fräulein. Man hat wegen dieser und vieler andern Historien zweyerley Meynungen. Hier in Sachsen, in Brandenburg, in Hanover und noch einigen andern Ländern mehr, saget man, sie seyn nicht durch Eingebung des heiligen Geistes geschrieben worden, und gehören also nicht zur heiligen Schrift; daher setzet man sie auch in denen hier gebräuchlichen Bibeln unter die apokryphischen Bücher; das ist unter diejenigen, die der heiligen Schrift nicht gleich zu achten sind, wenn sie gleich nützlich und
gut

gut zu lesen wären. Man sieht sie als die Geschichte der Perser und anderer Völker an, die man eben nicht durchaus nothwendig glauben darf; weil die Menschen, die sie geschrieben haben, sich haben irren können. In Böhmen, in Oestreich, in Bayern und noch andernwärts hingegen behauptet man, diese Historien seyn von dem heiligen Geiste eingegeben, und man müsse sie also nothwendig glauben, weil es nicht möglich sey, daß er etwas habe aufschreiben lassen, was nicht wahr sey. Dieses hat mich bewogen, daß ich mit Ihnen nicht davon geredet habe. Denn wenn ich Ihnen gesagt hätte, sie wären aus der heiligen Schrift: so würde ich wider die Meynung der Sachsen und vieler andern geredet haben, die es nicht glauben. Sagete ich Ihnen hingegen, sie wären apokryphisch und gehörten eigentlich nicht mit dazu: so würde ich den Oestreichern, Bayern und andern anstößig seyn, die sie für kanonisch oder von dem heiligen Geiste eingegeben halten. Sie sehen also, daß ich eine gute Ursache gehabt habe, nichts davon zu sagen.

Zgfr. Schönmichinn.

Ich finde ein gutes Mittel dawider, meine liebe Gut. Geben Sie uns solche auf, und sagen Sie nicht, was Sie davon denken. Alsdann mag sie ein jeder für das nehmen, wofür er sie nehmen will; und es wird niemand Ursache haben, sich darüber zu ärgern.

Madem.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz; ich will sie Ihnen also auf das nächste Mal vorgeben. — Aber Sie gähnen, Fräulein Maria. Das Gähnen ist eine Wirkung, eine Zufälligkeit der langen Weile. Sollte Ihnen das, was wir gesagt haben, wohl lange Weile verursacht haben?

Frl. Maria.

Was will das sagen, das Gähnen ist eine Wirkung der langen Weile?

Madem. Gut.

Das wird mich in eine weitsläufige Erklärung führen, mein Schatz, und unsere Lehrstunde gar zu lang machen.

Fräul. Hestig.

Je nun, meine liebe Gut, wir werden desto später weggehen. Sie sehen wohl, es regnet; und wir können doch sonst nirgends hingehen. Erlauben Sie uns, daß wir die Besuchzeit bey Ihnen zubringen.

Madem. Gut.

Ich lasse es mir gefallen, mein Schatz; jedoch unter der Bedingung, daß diejenigen, welchen die Zeit lang werden wird, Freyheit haben mögen, hinweg zu gehen. — Zuerst muß man wissen, daß es keine Wirkung ohne Ursache giebt.

Frl. Maria.

Das verstehe ich noch nicht besser, meine liebe Gut. Geben Sie uns ein Exempel, das bringt

bringt mir gleich anfangs die Dinge in den Kopf, die mir am allerschwersten vorkommen.

Madem. Gut.

Sie haben Recht. Es wird nun bald Nacht; weil die Seite der Erde, worauf wir wohnen, immer weniger und weniger nach der Seite der Sonne gekehret ist; oder damit ich mich der geographischen Redensart bediene, weil die Sonne unter unsern Horizont geht. Morgen früh um zehne wird es heller Tag seyn; weil alsdann die Sonne über unserm Horizonte seyn wird, oder weil alsdann unsere Weltseite nach der Seite der Sonne gekehret seyn wird. Diese Rückkehr des Lichtes beut mir zweyerley Sachen dar: die Sonne, welche das Licht hervorbringt, und das Licht, welches von der Sonne hervorgebracht wird. Ich frage Sie jezo, Fräulein Maria, was ist die Ursache des Lichtes, oder wovon kömmt das Licht her?

Frl. Maria.

Von der Sonne; sie ist die Ursache des Tages.

Madem. Gut.

Und was ist die Wirkung der Sonne; oder was bringt die Sonne hervor?

Fräul. Maria.

Die Wirkung der Sonne ist das Licht; denn das bringt sie hervor. Ich verstehe es nunmehr, meine liebe Gut, und ich will es Ihnen wiederholen. Die Sonne ist die Ursache; und das Licht ist die Wirkung.

Madem.

Madem. Gut.

Man kann es nicht besser sagen, mein Schatz. Begreifen Sie nunmehr wohl, meine Fräulein, daß es keine Wirkung giebt, die nicht eine Ursache hat?

Frl. Hestig.

Ja, ich begreife es. Es würde lächerlich seyn, wenn ich zum Exempel sagen wollte: Es ist Nichts, was das Licht hervorbringt. Das Nichts kann nichts hervorbringen; sonst würde es das geben, was es nicht hat; und das ist unmöglich.

Madem. Gut.

Ich will Ihnen ein Beyspiel von dem geben, was Sie gesaget haben, Fräulein Hestig. Ich finde Sie krank; ich befähle Ihnen den Puls; und ich sehe, Sie haben ein starkes Fieber. Sie sagen mir, Sie haben ein gewaltiges Magendrücken, es sey Ihnen, als wenn Sie sich immer brechen wollten; und indessen befanden Sie sich doch heute früh sehr wohl, und Sie hatten eine so große Lust zu essen, daß Sie zweymal so viel gegessen haben, als sonst. Ich erkenne daraus, daß Sie eine Unverdaulichkeit haben; und ich sage, die Unverdaulichkeit ist eine Wirkung; diese Wirkung muß denn eine Ursache haben, und ich kenne diese Ursache, das Fräulein Hestig hat gewiß etwas gegessen, was ihm geschadet hat. Mein Schluß ist vernünftig.

Auf der andern Seite hat das Fräulein Maria eben die Krankheit, die Sie haben; und ich sage

sage zu ihr: Mein Schatz, was ist die Ursache von Ihrer Unverdaulichkeit? Sie antwortet mir: Nichts, meine liebe Gut; denn ich habe in vielen Tagen nichts gegessen. Sie sehen wohl ein, mein Schatz, daß ich Ursache haben würde, zu glauben, Sie lügen.

Fräul. Verständig.

Ganz gewiß. Denn kurz, was ist eine Unverdaulichkeit? Sie ist eine Krankheit des Magens, welcher nicht Hitze genug gehabt, die Speise zu kochen, und daher diese Speise gar zu lange in dem Zustande verwahret, worinnen sie war, als sie bey ihm ankam. Wo eine Unverdaulichkeit ist, da ist allezeit eine nicht recht verdaute Speise; das Wort zeigt es an. Die nicht recht verdaute Speise also ist nothwendig die Ursache von der Magenbeschweruiß, welche man Unverdaulichkeit nennet. Diese Beschweruiß, welche man empfindet, ist die Wirkung von der schlecht verdauten Speise. Das eine kann nicht ohne das andere seyn. Wenn man gar zu lange nichts ißt: so bringt dieses eine andere Wirkung hervor; und das ist der Hunger.

Fräul. Lucia.

Aus dem, was Sie gesaget haben, begreife ich nicht allein, daß keine Wirkung ohne Ursache ist, sondern auch noch, daß man die Ursache aus den Wirkungen erkennen kann.

Madem. Gut.

Ja, so oft man die Wirkungen vollkommen kennet: so kann man dahin gelangen, daß man

Mag. f. i. L. III Theil.

K

die

die Ursache erkennt. Ich scheue mich nicht, viele Beispiele zu geben; meine Fräulein; dieses dienet, die Sachen deutlicher zu machen und sie dem Gemüthe besser und stark einzudrücken.

Ich setze, ich habe niemals von Gotte reden hören. Ich öffne die Augen, das Weltgebäude zu betrachten. Ich bemerke, die Sonne geht nicht bald so, bald so; sondern ihr Lauf ist vollkommen wohl eingerichtet und geordnet. Sie steht weder zu hoch, noch zu tief. Ich nehme auch wahr, daß die Jahreszeiten ebenfalls ordentlich eingerichtet sind, und daß wir im Herbst Regen haben, damit das Getreide keimen könne; im Winter Frost, damit es in der Erde sich befestige; im Frühlinge mäßige Wärme, damit es aus der Erde hervorkomme; und im Sommer eine stärkere Hitze, damit es reif werde. Ich entdecke, daß von Zeit zu Zeit große Winde auf der Erde wehen, um sie zu reinigen. Darauf beobachte ich das Meer; und ich verwundere mich, daß es nicht die ganze Erde bedecket, weil es keine andere Mauer hat, es aufzuhalten, als einige Sandkörner. Ich bewundere die Schönheit des Mondes und der Sterne und tausend andere Anblicke, deren einer immer schöner ist, als die andern. Wenn ich nicht dümmer bin, als ein Thier; was für Gedanken muß das in meinem Gemüthe erregen?

Fräul. Verständig.

Sie werden sagen: Weil es lächerlich seyn würde, daß das Nichts alle diese Dinge gemacht hätte:

hätte: so muß ich sagen, sie haben eine Ursache, deren Wirkung sie sind. Und weil alle diese Dinge vollkommen wohl geordnet sind: so muß ich denken, die Ursache, welche sie hervorgebracht hat, ist sehr weise; denn man muß aus dem Werke von dem Werkmeister urtheilen.

Hzfr. Sophie.

Sehen Sie hier einen überaus hübschen Ring; die Arbeit daran ist vorzüglich. Dieser Ring ist eine Wirkung; und aus seiner Vollkommenheit urtheile ich, der Meister, der ihn gemacht hat, ist sehr geschickt.

Madem. Gut.

Sehr wohl, mein Fräulein; es scheint mir, Sie begreifen alles dieses vollkommen. Wir wollen unser Beispiel wiederum vornehmen. Das Licht ist die Wirkung der Sonne. Ich kann also versichern, die Sonne ist ein leuchtender Körper; denn wenn sie nicht leuchtend wäre, so könnte sie uns nicht das Licht geben, welches sie nicht hätte.

Frl. Luise.

Man kann auch sagen: Die Wärme wird von der Sonne hervorgebracht, also ist die Sonne ein Feuer.

Madem. Gut.

Merken Sie, meine Fräulein, ich habe Ihnen gesagt, man könne die Ursache aus der Wirkung erkennen, wenn man nur diese Wirkung vollkommen erkennet. Wenn ich Ihnen nun beweisen kann, daß die Wärme nicht allezeit von der

K 2

Sonne

Sonne hervorgebracht wird, das ist, daß es Darter giebt, wo die Sonne mit ihren Stralen hinschießt, ohne daß sie es da warm mache; ist es nicht wahr, alsdenn werden Sie nicht mehr denken können, die Sonne ist ein Feuer? Denn wenn sie ein Feuer wäre: so würde die Hitze eine notwendige Wirkung ihrer Gegenwart seyn.

Fräul. Lucia.

Sie werden uns von den Gebirgen in America, den Cordilleras, sagen wollen. Sie liegen in dem heißen Erdgürtel; und indessen ist es daselbst doch sehr kalt.

Madem. Gut.

Ganz recht, mein Schatz. Ein Feuer, welches nicht wärmet, ist ein Unding, das ist etwas, das nicht vorhanden ist. Ich weiß, das Feuer muß wärmen; die Hitze ist eine Eigenschaft, die ihm wesentlich ist; folglich ist es lächerlich, wenn man sagt, eine Sache, die nicht wärmet, ist ein Feuer; denn man kann eine wesentliche Eigenschaft einem Dinge nicht wegnehmen, ohne es zu zernichten.

Frl. Luise.

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine liebe Gut, daß ich so dumm bin; ich verstehe das Wort wesentliche Eigenschaft nicht.

Madem. Gut.

Ich glaube doch gleichwohl, ich habe es dieses Fräulein erklärt: ich weiß es aber nicht recht gewiß. Auf allen Fall will ich es wiederholen.
Diese

Diese Sachen sind so nothwendig zu wissen, wenn man richtig urtheilen will, daß man nichts dabey verlieret, wenn man sie gleich vielmals sagt.

Man muß wissen, meine Fräulein, es giebt nicht die geringste Sache in der Welt, die nicht gute und böse Eigenschaften hat. Nun giebt es einige von diesen Eigenschaften, welche dieser Sache so stark anhangen, daß man sie nicht wegnehmen könnte, ohne die Sache zu zerstören. Gegentheils giebt es andere, die man sehr wohl hinwegnehmen kann, ohne daß die Sache deswegen aufhöre, da zu seyn. Ich muß Ihnen auch davon ein Beispiel geben.

Eine wesentliche Eigenschaft bey der Materie, das ist bey allem dem, was viele Theile hat, ist, daß es eine runde, viereckichte, spitze, breite, harichte, oder sonst eine Gestalt hat; denn es liegt nichts daran, was es für eine ist. Dieß ist etwas, welches von der Materie nicht kann abgesondert werden. Wo keine Gestalt ist, da ist auch keine Materie. Eine wesentliche Eigenschaft bey einem Berge ist, daß er erhaben ist. Er würde kein Berg mehr seyn, wenn man ihm die Erhebung nähme. Eine wesentliche Eigenschaft bey einem Stücke Zeuge ist, daß es eine Breite hat. Ein Faden, der nur eine Länge und keine Breite hat, ist kein Stück Zeug. Ich würde Ihnen auslachenswürdig vorkommen, wenn ich Ihnen das Gegentheil sagete.

Die weiße, oder die rothe, oder die grüne Farbe aber ist eine zufällige Eigenschaft bey diesem

Zeuge. Heute ist er weiß; morgen will ich ihn roth färben lassen, und er wird nichts desto weniger ein Zeug seyn; wenn er gleich die Farbe verändert hat. Ein Berg mag aus ebener Erde und ohne Steine oder auch ganz höckricht und voller Felsen seyn, er ist nichts desto weniger ein Berg. Wenn ich alle die Kiesel wegnähme, die ihn schwer zu besteigen machen: so würde das nicht hindern, daß er nicht noch ein Berg wäre. Begreifen Sie das recht, meine Fräulein?

Jgfr. Schönnichinn.

Ich bin ein Mägdchen oder ein Knabe, das ist ein Geschöpf, welches aus einem Leibe und einer Seele besteht. Wenn man mir meinen Leib oder meine Seele wegnähme: so würde ich kein Mägdchen oder kein Knabe mehr seyn. Diese beyden Eigenschaften sind also bey mir wesentliche Eigenschaften, damit ich ein Mägdchen oder ein Knabe sey. Allein, ob ich gut oder böse sey, das wird nichts dabey thun. Ich bin eben so gut heute ein Mägdchen, da ich fromm bin, als gestern, da ich böse war. Ich habe nur die Eigenschaft verändert. Wie nennet man die Eigenschaften, die nicht wesentlich sind, und welche man verlieren kann, ohne die Natur oder das Wesen zu verändern?

Madem. Gut.

Man nennet sie zufällige Eigenschaften, und man muß sie von den andern sehr wohl unterscheiden. So oft sie nun aber einen Gegenstand erken-

erkennen wollen: so müssen Sie die Eigenschaften recht untersuchen, und die wesentlichen auf die eine und die zufälligen auf die andere Seite setzen. Sagen Sie mir jezo, was ist eine wesentliche Eigenschaft bey dem Feuer?

Jgfr. Schönickinn.

Daß es wärmet, daß es brennet, nachdem man mehr oder weniger hinan geht.

Madem. Gut.

Sehen Sie hier auf dem Gemälde ein Fahrzeug, welches brennet. Wenn ich Ihnen sagete, das ist kein Gemälde, sondern ein wirkliches Feuer; was würden Sie mir sagen?

Jgfr. Schönickinn.

Ich würde mit meiner Hand daran kommen, und sagen: Es ist kein Feuer, meine liebe Gut; denn es machet meine Hand nicht warm; und die Wärme ist eine wesentliche Eigenschaft bey dem Feuer.

Madem. Gut.

Und wenn wir auf den Gebirgen der Cordilleras und also der Sonne viel näher wären, als hier; und wir empfänden da eine sehr große Kälte; was würden Sie sagen?

Jgfr. Schönickinn.

Ich würde sagen, die Sonne ist kein Feuer. Denn wenn sie ein Feuer wäre, so würde sie mich wärmen; so würde sie mich sogar an diesem Orte brennen, wo ich ihr viel näher bin, als an dem Ufer des Meeres, woselbst eine solche Hitze ist, daß man davon ersticken möchte.

Frl. Lucia.

Das machet einen großen Widerspruch in meinem Kopfe. Denn wenn die Sonne kein Feuer ist; warum machet sie mich denn heiß? Nur das Feuer machet einen heiß.

Frl. Hestig.

Mit Ihrer Erlaubniß, mein liebes Fräulein. Meine Mama will mir nicht erlauben, daß ich an das Feuer gehe, und ich erhitze mich doch, und werde ohne das Feuer warm. Wenn mich friert, so springe ich, so tanze ich, so laufe ich, und zuweilen machet mich das so heiß, daß ich davon schwitze.

Madem. Gut.

Wollten Sie mir wohl sagen, was Sie alsdann heiß machet?

Frl. Hestig.

Die Bewegung, die ich allen meinen Gliedern gebe. Ich darf nur meine Hand recht stark und sehr lange reiben; sie ist sehr kalt und sie wird sehr heiß werden.

Madem. Gut.

Hier haben Sie also eine Wirkung der Bewegung. Sie verursacht die Wärme; das ist ganz gewiß. Aber, meine lieben Fräulein, ich weiß nicht, ob Sie eben so sind, als ich in Ihrem Alter war. Ich konnte nicht einen Augenblick Ruhe haben, ehe ich nicht die Ursache von der Ursache wußte. Wenn man mir gesaget hätte, die Bewegung brächte die Wärme hervor: so würde ich jedermann so lange geplaget haben, bis
man

man mich gelehret hätte, wie und warum die Bewegung diese Wirkung hervorbrächte.

Jgfr. Landmänninn.

Ich bin gut dafür, so wohl für mich, als für diese Fräulein, wir haben heutiges Tages eben die Neugier, die Sie damals hatten. Willfahren Sie ihr denn nur.

Madem. Gut.

Ich will es um so viel lieber thun, weil dieses zugleich die Schwierigkeiten des Fräuleins Unse beantworten wird.

Sie erinnern sich noch wohl, meine Fräulein, daß ich Ihnen gesagt habe, unser Leib bestehe ganz aus Fäserchen oder Fibern u. s. w. . . . Diese Fibern oder Fäserchen, welche unser Fleisch bilden, sind nicht gar zu sehr an einander gedrückt; denn Sie sehen, daß unser Fleisch weich und beweglich ist. Dieses Fleisch ist mit einer etwas dichtern Haut bedeckt, die aber mit unzähligen kleinen Löcherchen durchbohret ist, welche man gemeiniglich mit einem lateinischen Worte Pords oder Schweißlöcher nennet, sonst aber auch wohl füglich Dampfdröhrchen heißen könnte.

Jgfr. Sophie.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, meine Haut ist nicht durchlöchert; sehen Sie sie nur recht an. Sie ist dicht und ganz.

Madem. Gut.

Sehen Sie wohl alle diese kleinen Tüpfelchen, die man fast nicht gewahr werden kann; das sind Pori oder Schweißlöcher und Dampfdröhrchen;

und wenn Ihnen heiß ist, so dringt das Wasser durch diese Löcherchen und bringt dasjenige hervor, was man den Schweiß nennet. Sie wissen wohl, meine Fräulein, die Luft hat Theilchen; wir haben es in den verwichenen Jahren bewiesen. Diese Luft dringt nun beständig in unser Fleisch und beweget unsere Fibern; und diese Bewegung verursachet die Bewegung aller unserer Säfte, und hindert sie, daß sie nicht erstarren. Wenn es kalt ist: so geseht oder gefriert das Wasser, welches in Ruhe ist; und alle Theilchen desselben fügen sich zusammen. Wenn man das Wasser unaufhörlich und heftig bewegete: so würden dessen Theile sich nicht zusammenfügen können. Wenn nun die Luft, welche unsere Fibern beweget, überaus fein und zart ist, das ist, wenn ihre Theilchen gar zu klein sind: so dringt sie durch unsere Schweißlöcherchen und Fibern, ohne sie zu bewegen; indem die Löcher, die sie da findet, groß genug sind, daß sie hinein und herausgehen kann, ohne den geringsten Widerstand anzutreffen. Wenn hingegen die Theile der Luft grob sind: so stoßen sie mit Gewalt an die Fibern, damit sie sich einen Durchgang verschaffen. Sie setzen sie in Bewegung und bringen dadurch die Wärme hervor.

Die Größe oder Kleine derer Lufttheilchen, die uns durchdringen, ist es also, welche eine große oder kleine Bewegung verursachen. Die Wärme oder die Kälte kömmt daher auf die Eigenschaft der Luft an, in welcher wir leben. Der gelehrte

gelehrte Schriftsteller, bey dem ich diese Anmerkung gelesen habe, saget:

Die Sonne setzet die Luft in Bewegung: sie bewege sie aber so, wie sie solche findet. An dem Ufer des Meeres in Peru ist die Luft überaus dick. Die Sonne giebt ihr die Bewegung; und diese Bewegung ist so grob, daß sie unsere Fibern drücket, um sich einen Durchgang zu verschaffen, und sie so stark erschüttert, daß sie alle unsere Säfte in den Lauf bringt. An dem Fuße der Gebirge ist die Luft weder gar zu dick, noch gar zu dünn; sie bewege uns also nur auf eine geziemende Art, weder gar zu viel, noch gar zu wenig; so daß man daselbst niemals weder Hitze noch Kälte hat. Auf den Gebirgen ist die Luft so fein, so zart und dünn, daß sie ganz zart in die Fibern und Schweißlöcher hinein geht, ohne daselbst anzustoßen und einige Bewegung zu verursachen. Alsdann beruhigen sich die Säfte; ihre Theile nähern sich, und erstarren oder gefrieren. Und da unser Leben nur durch die Bewegung unterhalten wird: so endiget es sich mit derselben.

Das ist sehr schwer; nicht wahr, meine Frau? Haben Sie es wohl recht verstanden?

Frl. Lucia.

Mich dünket, ich begreife es sehr wohl, wenn es nur gewiß ist, daß die Bewegung die Wärme hervorbringt. — Aber ja, das ist gewiß; so oft ich mich bewege, so fühle ich, daß ich warm werde. Wenn ich still sitze und in Ruhe bin: so fühle ich

ich nicht so viel Hitze. Sagen Sie mir, meine liebe Gut, ist die Luft im Winter feiner und zarter, als im Sommer?

Madem. Gut.

Ich wollte es wohl gern glauben: allein, weil ich niemals die geringste Untersuchung dieserwegen angestellt habe, so würde ich es Ihnen nicht durch gute Gründe beweisen können, daß dem also wäre; folglich kann ich Ihnen nichts davon sagen; wenigstens darf ich es Sie nicht versichern. Wenn sie aber auch im Winter so dick seyn sollte, als im Sommer: so muß, da die Sonne sie in Bewegung sezet, sie doch im Winter weniger Bewegung haben; weil die Sonne sie nicht senkrecht, sondern nur von der Seite berührt und also weniger Wirkung bey ihr haben muß.

Frl. Maria.

Ich will dasjenige brauchen, was Sie gesagt haben, um mich zu rechtfertigen. Denn kurz, Sie haben mich verleundet; Sie haben gedacht, mir würde die Zeit lang, weil ich gegähnet habe. Sagen Sie mir, meine liebe Gut, ist das Gähnen eine wesentliche Wirkung der langen Weile, und kann es keine andere Ursache haben?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, es kann durch die Nothwendigkeit zu schlafen verursacht werden.

Frl. Maria.

Und das eben ist es, warum ich gegähnet habe. Ich habe die vergangene Nacht kein Auge zuge-

zugethan und ich hätte für mein Leben gern schlafen mögen.

Madem. Gut.

Man muß Sie also geschwind wieder nach Hause schicken, mein armes Kind.

Frl. Maria.

O Sie haben mich mit allen denen schönen Sachen wieder aufgewecket, die Sie uns gesagt haben. Ich werde so lange warten, bis diese Fräulein aufbrechen; und Sie haben versprochen, Sie wollten uns nur erst um achte nach Hause schicken.

Madem. Gut.

Nun wohl, unterdessen mag uns das Fräulein Geistreich etwas vom Cyrus erzählen.

Fräul. Geistreich.

Mandane verließ den Hof ihres Vaters Astyages gar bald, und gieng wieder nach Persien: Cyrus aber bath sie um Erlaubniß, daß er noch in Medien bleiben dürfte. Dieß gestah aber nicht, damit er daselbst wohlleben und sich wenigstens lustig machen könnte; denn er fragete nach dem allen nicht viel; sondern die Ursache davon war diese.

Persien ist ein Land voller Gebirge. Nun kann in den Gebirgen ein Heer Reiter nicht leichtlich fechten. Die Perfer hatten also nur bey ihren Kriegesheeren Fußvolk und bekümmerten sich nicht viel darum, ob sie zu Pferde zu fechten wußten oder nicht. Cyrus aber wollte diese

Wissen.

Wissenschaft auch gern lernen; und daher bath er um Erlaubniß, daß er in Medien bleiben dürfte. Daselbst war er das erste Mal mit im Kriege. Dieser dauerte nicht lange. Denn nachdem der König von Armenien, welcher des Astyages Feind war, geschlagen worden: so versprach er, einen Tribut zu bezahlen, und erhielt unter dieser Bedingung Frieden.

Nachdem Cyrus reiten gelernt hatte: so kam er wider nach Persien zurück und trat in die zweyte Classe. Seine Mitgesellen dachten, es würde ihm schwer fallen, so wie sie in der Armuth und dem Gehorsame zu leben, nachdem er viele Jahre im Ueberflusse und in der Freyheit gelebet hatte. Sie irreten sich, und Cyrus war der erste, welcher ihnen das Beyspiel von allen Arten der Tugend gab.

Indessen starb Astyages und hinterließ das Königreich Medien seinem Sohne Cyaxares, welcher des Cyrus Oheim und nur wenige Jahre älter war, als er. Die Könige in Babylon und Lydien hielten dieses für eine günstige Gelegenheit, sich des Königreiches Medien zu bemächtigen, und kündigten dem Cyaxares den Krieg an. Dieser junge König bath seinen Schwager Cambyses um Beystand; und Cambyses schickete ihm ein Kriegesheer, welches Cyrus, ungeachtet seiner Jugend, anführen sollte.

Vor seinem Aufbruche fragete ihn sein Vater Cambyses, wie er es machen wollte, daß er sich bey den Officieren Ehrerbietung und Gehorsam

sam verschaffete? Cyrus gab ihm zur Antwort:
 »Ich will diejenigen belohnen, die ihre Pflicht
 »thun werden, und diejenigen bestrafen, die solche
 »unterlassen.«

»Das ist ein gutes Mittel, sagete Cambyses:
 »allein, man hat noch ein viel kürzeres. Alle die-
 »jenigen, denen du zu befehlen haben wirst, werden
 »dir hurtig gehorchen, und viele Ehrerbiethung er-
 »weisen, wenn du sie überreden kannst, du seyst
 »viel geschickter, als sie.«

»Allein, mein lieber Vater, sagete Cyrus,
 »wie soll ich es anfangen, daß ich sie dessen über-
 »rede? — »Es ist nichts leichter, als das,
 »gab Cambyses zur Antwort; du darfst nur
 »wirklich geschickter werden, als sie. Du wirst
 »dazu gelangen, wenn du unaufhörlich suchest, die
 »Pflichten eines Heerführers erkennen zu lernen;
 »wenn du die alten erfahrenen Kriegsbedienten
 »gern anhörst und ihre Rathschläge annimmst;
 »und wenn du so gar das Gutachten eines gemei-
 »nen Soldaten nicht hindansetzest.«

Cyrus folgte den Lehren seines Vaters treu-
 lich. Er besaß sich auch, das Herz seiner Sol-
 daten zu gewinnen und ihnen ein gutes Beyspiel
 zu geben; und diese Ausführung hatte den Erfolg,
 den er sich davon versprochen hatte.

Igfr. Mieschen.

Das ist gerade eben das, was meine Univer-
 salhistorie davon sagt. Cyrus wurde von sei-
 nen Soldaten geliebet, weil er sie liebete. Er
 wurde

wurde von ihnen in Ehren gehalten, weil er geschickt war; und man gehorchete ihm, weil er selbst dasjenige that, was er andern befahl.

Madem. Gut.

Diese Antwort enthält das Geheimniß, wie man nicht nur ein guter Heerführer, sondern auch ein guter Lehrmeister, eine gute Hausmutter, ja so gar ein guter König werde. Wollen Sie, daß Ihre Kinder, Ihr Gesinde und alle, die mit Ihnen zu thun haben, Sie lieben sollen; Sie, die Sie eine Hausfrau sind? Lieben Sie dieselben; und Sie werden von ihnen wieder geliebet werden; dieß ist ein unfehlbares Mittel. Wollen Sie von ihnen in Ehren gehalten werden: seyn Sie nur viel geschickter und tugendhafter, als die andern; die Ehrerbietung wird von sich selbst kommen. Wollen Sie, daß diejenigen, die unter Ihnen sind, Ihnen gehorchen, wenn Sie ihnen befehlen werden, sie sollen sanftmüthig, gerecht, gottesfürchtig und aufmerksam auf ihre Pflichten seyn: so zeigen sie denselben, daß Sie ihnen nichts befehlen, was Sie nicht selbst thun. — Leben Sie wohl, meine Fräulein; das nächste Mal wollen wir die Geschichte der Sidelia zu Ende bringen.



Das

Das XXIII Gespräch.

Madem. Gut.

Ich will Ihnen heute, meine Fräulein, das Ende von der Geschichte der Fidelity erzählen; oder vielmehr, sie wird fortfahren, solche selbst zu erzählen.

Ich machte eben die erbärmlichen Vernunftschlüsse, wovon ich geredet habe, die aber gleichwohl in Ansehung derer Grundsätze, in welchen ich war erzogen worden, nichts abgeschmacktes hatten; als Georg, welcher eine Magd im Hause bestochen hatte, in mein Zimmer trat und meine Knie umarmete, ehe ich ihn, so zu sagen, wahrgenommen hatte. Ich will die Reden hier nicht wiederholen, die er mir vorsagete, damit er meinen Fall beförderte, welcher ihm doch noch manchen Kampf kostete. Er bewog mich endlich zur Einwilligung, eben so verächtlich zu werden, als er es wünschte. Er befürchtete meine Reue und meine Gewissensbisse, und vermochte mich, daß ich ein Zimmer in seinem Hause einnahm; so sehr befürchtete er, ich möchte ihm entweichen.

Nunmehr war ich also ein Raub einer neuen Art von Marter geworden, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Vergebens bemühte sich mein Verführer, mich durch seine Liebesungen, seine Lobsprüche und Verschwendungen, mit der Schande zu versöhnen. Sein Vermögen wurde angewandt,

mir

Mag. f. j. L. III Theil. &

mir Vergnügungen zu verschaffen, die ich nicht schmecken konnte, und mich in einer Pracht zu zeigen, die meine Schande vergrößerte; indem sie solche öffentlich machte; nichts konnte mich beruhigen. Vergebens erinnerte ich mich derer Gründe, die mich bewogen hatten, seinen Verfolgungen nachzugeben. Sie machten zwar einigen Eindruck auf meinen Verstand, dessen Einsichten verdunkelt waren: der Sinn meines Gewissens aber, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf, war nicht stumpf gemacht. Mein Hochmuth und meine zarte Empfindung für die Ehre waren hinreichend, mich zu martern. Dieser Ausdruck zarte Empfindung für die Ehre wird ziemlich schlecht angewandt, wenn man von einer Frauensperson redet, welche dem Verbrechen ergeben ist, wie ich es war. Gleichwohl ist es wahr, daß ich etwas davon behalten hatte; nicht zwar so viel, daß ich mich meiner Schande zu entreißen vermochte, aber doch noch genug, daß ich allen Gräuel derselben fühlen konnte. Diese Beschwerden, welche ich nur schwach ausdrückte, waren schon sehr groß: gleichwohl blieben mir noch viel empfindlichere anzustehen übrig.

Die Liebe, welche Georg für mich hatte, erhielt sich acht Monate lang; und sie war eine Art von Vergütung meiner Beschwerden. Weil ich keinen einzigen Gegenstand, welcher meine Aufmerksamkeit an sich ziehen konnte, keinen Unverwandten oder Freund, welcher meine Zärtlichkeit theilen konnte, vor Augen hatte: so hatten sich alle

alle Empfindungen meines Herzens, das von Natur zärtlich war, bey ihm vereiniget. Unvermerkt erlosch seine Liebe gegen mich; und diese Verminderung wurde gar bald so merklich, daß es mir nicht möglich war, mich wegen seiner Veränderung zu verblenden. Ich wurde also der Eifersucht, dem Verdrusse und der Verzweiflung zum Raube. In dessen gab mir doch die Furcht, ich möchte ihn ganz und gar verlieren, die Stärke, daß ich meine Seufzer in seiner Gegenwart viele Monate lang erstickete. Nachdem ich aber vernommen hatte, daß er im Begriffe wäre, ein anderes überaus reiches Frauenzimmer zu heurathen: so entschloß ich mich, ihn zu verlassen.

In so grausamen Umständen für mich konnte ich mir nicht die Genugthuung versagen, ihn mit den gerechten Vorwürfen zu überhäufen, die er verdienete; und er wurde darüber so aufgebracht, daß er dasjenige vergaß, was er meinem Geschlechte schuldig war. Er ließ es nicht dabey bewenden, daß er mir mit aller der Verachtung begegnete, die ich verdienete; sondern er unterstund sich auch, mich auf eine barbarische Art zu schlagen. Ich war dergleichen Begegnungen nicht gewohnt. Sie würden mir schon von einem jeden andern unerträglich gewesen seyn; wie viel empfindlicher mußten sie mir daher nicht von einem Menschen seyn, dem ich alles aufgeopfert hatte, und den ich mir auf ewig verbunden zu haben glaubete. Ich unvernünftige! ich bedachte nicht, daß die Liebe nicht lange anhalten kann, wenn man das Recht verloren hat,

L 2

hoch

hochgeschätzt zu werden; und daß der Ekel eines Liebhabers die unvermeidliche Frucht der Schwachheit ist, die man für ihn hat.

Ich gerieth in eine solche Wuth, da ich mich von Georgens Händen gemischandelt sah, daß ich ihm erst alle Pfänder meines Verbrechens, ich meyne alle Geschenke, die er mir gegeben hatte, in das Gesicht warf, und darauf mit einem Herzen voller Grimm aus seinem Hause gieng. Ich kehrte nach meiner alten Wohnung zurück, wo es mir nicht möglich war, mich zu beruhigen. Der Auftritt, den ich gehabt hatte, erinnerte mich, auf eine höchst niederschlagende Art, an alle Umstände meines Verbrechens, an die demüthigenden Folgen, die es gehabt hatte, und in Ansehung meiner noch haben würde. Ich fand mich so verwirrt und beschämt, daß ich mich nicht unterstund, die Augen gegen einen Menschen aufzuheben, der mich unschuldig gekannt hatte. Auf einmal faßte ich die Hoffnung, ich würde wiederum einige Ruhe finden, wenn ich mich von den Augen der Zeugen meines Verbrechens entfernete. Ich warf mich um zwey Uhr des Morgens in eine Postkutsche und befahl dem Postillion, er sollte so lange fahren, bis es Nacht würde, wobey ich es ihm frey stellte, was für einen Weg er nehmen wollte.

Ich brachte diesen ganzen Tag in einer Art von Unempfindlichkeit zu, und machte nicht die geringste Betrachtung über das Vergangene oder das Zukünftige. Den Abend wollte mein Postillion in einer Stadt still halten und in einen großen Gasthof ein-

einfehren: ich bath ihn aber, er möchte nach einem Dorfe fahren, welches nicht weit davon wäre; und ich stieg in einer schlechten Schenke ab, ohne daß ich die geringste Absicht oder einigen Bewegungsgrund hatte. Ich schloß mich in eine Stube ein, und brachte die Nacht in allen meinen Kleidern auf einem Stuhle zu. Mit Anbruche des Tages gieng ich aus der Stube und auch aus dem Dorfe.

Mein Gang führete mich von ungefähr an das Ufer eines Flusses, der von Weiden beschattet wurde. Ich folgere ihm einige Zeitlang, ohne zu wissen, was ich that. Die frische Luft brachte mir endlich meine Sinne wieder und mit ihnen zugleich meine Vernunft, mein Gedächtniß, meinen Zustand und meine Verzweiflung. Ein jeder Umstand meines Lebens stellte sich meiner Einbildungskraft auf eine niederschlagende Art vor. Wie groß war nicht mein Schrecken, als ich mitten unter diesen verzweifelnden Gedanken die Liebe im Grunde meines Herzens wieder fand! Mein ungetreuer Liebhaber besaß es ganz; und was ich für den Abscheu vor meinem Verbrechen hielt, das war die Verzweiflung, daß ich nicht mehr im Stande war, es zu begeben. Diese Gemüthsbeschaffenheit drückete, so zu sagen, das Siegel auf mein Elend. Es war auf das allerhöchste gestiegen; und ich konnte mir nicht schmeicheln, ein Mittel dawider zu finden.

Die Last meines Unglückes erdrückete mich; und ich fiel nieder auf die Erde, ohne daß ich die Kraft hatte, wieder aufzustehen. Ich hob maschinen-

mäßig die Augen und Hände gen Himmel. Ach leider! es geschah nicht, um daselbst Beystand zu suchen, sondern gegentheils vielmehr die Schuld auf ihn zu schieben, wider Gott zu murren und Lästerungen auszustößen. Ich sage auszustoßen; den ich brachte meine Gedanken mit vernehmlichen Worten vor; und obgleich meine Reden nicht zusammenhiengen, so bewiesen sie doch meine übermäßige Verzweiflung.

Auf einmal warf ich die Augen auf den Fluß, und sagte: »Was hindert mich, daß ich nicht meinem Unglücke ein Ende mache? Das Leben ist mir zu einer unerträglichen Last geworden; ich muß mich davon befreien. Da der Augenblick meines Todes der Augenblick meiner Zernichtung ist: so wird er der Anfang meiner Ruhe werden.«

Dieser Gedanken gab mir meine Beruhigung und auch Stärke genug, daß ich aufstehen und nach dem Flusse laufen konnte, wovon ich nicht weit entfernt war. Ich berührte ihn schon, als ich ziemlich nahe bey mir ein großes Geschrey machen hörte, welches mich nöthigte, den Kopf umzudrehen; und zu gleicher Zeit fühlte ich mich von einem Geistlichen ergriffen, welcher meine Klagen angehört und meinen Vorsatz erkannt hatte.

Die Scham, welche ich darüber hatte, daß man mich in einem solchen Zustande sah, war die erste Empfindung, die bey mir aufstieg. Die Erkenntlichkeit folgte bald darauf. Dieser Mann redete mit so vieler Leutseligkeit mit mir; die Erbar-

mung,

mung, das Mitleiden, die Wohlgewogenheit schilderten sich mit so vieler Stärke auf seinem Gesichte, daß sich mein zerrissenes Herz für eine Empfindung eröffnete, die etwas süßes und sanftes hatte. Ach! seitdem ich von meinem Oheime weggegangen, war er die einzige Person, bey der ich eine wirkliche Nührung von demjenigen entdeckt hatte, was mich betraf.

„Ach, Madame, sagete er zu mir, was für „Dank bin ich nicht dem Allmächtigen schuldig, „daß er meine Schritte nach diesem Orte geleitet „hat! Ich habe Sie seit einiger Zeit beobachtet; „ich habe Ihre Klagen angehört; Sie klagen „Gott wegen Ihres Kreuzes und Leidens an. „Gleichwohl hat er Sie noch nicht ganz verlassen, „weil er vergönnet hat, daß ich mich zu rechter „Zeit hier befunden habe, damit ich Sie abhalten „konne, daß Sie nicht Ihre arme Seele in „das Verderben stürzten. Kommen Sie wieder „zu sich selbst, Madame; nehmen Sie Ihre Vermunft wieder zusammen. So elend auch Ihr „Zustand seyn mag: so verlieren Sie doch nur den „Muth nicht; er kann sich ohne Zweifel ändern; „und wenn mein Rath, meine Freundschaft und „mein schwacher Beystand etwas dazu beitragen „können, so können Sie sich sichere Rechnung darauf machen.“

Wie verführerisch ist doch die christliche Liebe! Man halte mir diesen Ausdruck zu Gute. Die Aufrichtigkeit derer Unerbittungen, die mir gethan wurden, durchdrang mein Herz. Ich konnte die

Hoffnung nicht verwerfen, die mir angeboten wurde; und es gieng in mir eine Veränderung vor, die sich durch eine Fluth von Thränen ankündigte. Sie setzten mich außer Stand, meinem Befreyer meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er verstund aber doch ihre Sprache.

„Mein werthestes Frauenzimmer, sagete er zu mir, ohne Zweifel haben die größten Trübsale Sie in diesen traurigen Zustand versetzt, worinnen ich Sie sehe. Wenn Sie mir aber folgen wollen: so will ich Ihnen zeigen, daß die Glückseligkeit und das Kreuz und Leiden noch gar wohl bey einander stehen können.“

Bey diesen Worten nahm er mich bey der Hand; und ich folgete ihm ohne Widerstrebung. Wir traten in ein schlechtes Haus, wo er mich seiner Frau vorstellte, die auf dem Bette lag. Sie war eine Frau von mittlern Alter, blaß und überaus mager, so daß man leicht sehen konnte, sie befände sich nicht wohl. Indessen hätte man doch glauben können, wenn man sie sah, ihre Krankheit müßte eben nicht schmerzhaft, sondern vielmehr ein Zustand der Mattigkeit, als des Leidens, seyn. Die Heiterkeit, der Frieden, die Freude selbst erschienen auf ihrem Gesichte und meldeten die Ruhe ihrer Seele an. Der Zustand meiner Seele war nicht zweydeutig. Die Verzweiflung war noch in meinen Augen geschildert; und meine Thränen hielten noch immer an, reichlich zu fließen. Diese Frau vermischete die ihrigen damit; und diese Art, mich zu trösten, war kräftiger, als diejenige, die man gemei-

gemeiniglich bey solcher Gelegenheit anwendet. Sie ermahnete mich darauf, ich möchte mich beruhigen; und das geschah mit dem Tone einer so sanften, so rührenden, so beweglichen Stimme, daß es mir nicht möglich war, zu widerstehen.

Ich habe oftmals von der Höflichkeit reden hören. Sie ist eine Kunst, saget man, die man studiren muß. Wer diese Frau gesehen hätte, würde seine Meynung geändert haben. Da sie weit von der großen Welt entfernt erzogen worden: so wußte sie auch deren Gebräuche nicht. Die Quelle ihrer Höflichkeit war in der christlichen Liebe, welche ihr Herz besaß; und in Wahrheit, sie hätte für ein Muster in dieser Art können gehalten werden. Es war nicht möglich, daß meine Verzweiflung wider dergleichen Trösten bestehen konnte. Ich fieng an, wiederum Athem zu schöpfen; und nachdem ich einige Erfrischungen zu mir genommen, so hatte ich die Stärke, daß ich meine traurigen Begebenheiten erzählen konnte.

»Meine wertheste Fidelia, sagete sie zu mir, Ihre Fehler sind die nothwendige Folge Ihrer Erziehung. Die Güte Gottes hat auch darauf Acht gehabt, und hat Ihnen ein Hülfsmittel selbst in denen Ausschweifungen zubereitet, denen Sie sich ergeben haben. Gerade eben die traurigen Begebenheiten, die Sie ausgestanden haben, gehören dazu, Ihnen die Falschheit der Grundsätze Ihres Vaters zu entdecken. Er hatte Recht, da er sagete, die Tugend allein sey zur Glückseligkeit des Menschen hinreichend: und die Armuth,

»daß Leiden und die Verachtung der Menschen können den Frieden einer tugendhaften Seele nicht ändern. Allein, nicht die heidnische, nicht die stoische Tugend kann diese vortreflichen Wirkungen hervorbringen; sondern nur diejenige kann es, welche die Kenntniß und Ausübung der Wahrheiten des Christenthumes zum Grunde hat. Es kann es nur diejenige thun, die ihr Unvermögen erkennt, und sich daher alle Augenblicke zu Gott wendet, um einen Beystand von ihm zu erhalten, den er niemals abschlägt, und welcher die schwächsten über die Beschwerden des Lebens erhebt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in meiner Person ein um so viel rührender Beyspiel davon gebe, weil meine Tugend nur eine von den mittelmäßigsten ist.

»Es sind heute zehn Tage, daß ich meinen einzigen Sohn verloren habe; und das ist der achte, den ich seit dreym Jahren verliere. Dieses letzte Kind hat seit einem Jahre Uebel ausgestanden, die das Herz einer zärtlichen Mutter recht zu zerreißen wußten; und zur Vergrößerung meiner Beschwerden habe ich mich oftmals außer Stande gesehen, ihm den Beystand zu verschaffen, welchen seine Umstände und sein Leiden verlangten, ob ich gleich Tag und Nacht mit meinen Händen arbeitete, es zu unterhalten; denn mein Mann ist zwar ein rechtschaffener braver Mann, er hat aber kein Vermögen. Die viele Arbeit nebst meiner zärtlichen Leibesbeschaffenheit und dem Abgange der nöthigen Dinge hat mein Blut verderbet. Ich bin von einem Krebse angegriffen,

»gegriffen, der mich bey lebendigem Leibe verzehret, und Schmerzen empfinden läßt, die nicht auszudrücken sind. Nichts kann mir das Leben erhalten. Es ist wahr, ich könnte mein Uebel mildern, wenn ich die Mittel hätte, mir einigen Beystand zu verschaffen: meine Armuth aber hindert mich daran.»

Mit Endigung dieser Worte wies sie mir ihre Brust, und zeigte meinen Augen einen Anblick, worüber ich vor Schrecken erstarrte. »Wie können Sie eine solche Marter ausstehen? sagete ich zu ihr, Warum suchen Sie sich nicht durch einen freiwilligen Tod davon zu befreien? Wie ist es möglich, daß Sie mitten unter so unerträglichem Kummer diejenige Heiterkeit haben erhalten können, die man in Ihren Reden und auf Ihrem Gesichte bemerket?»

»Die Quelle meiner Ruhe ist in meinem Glauben, antwortete mir diese hochachtungswürdige Frau; er ernähret in meinem Herzen die Hoffnung, welche eine reine und süße Freude hervorbringt. Er hat das Schrecken, den Kummer und die Verzweiflung daraus verbannet. Glauben Sie indessen ja nicht, daß ich diese Gesinnungen in meiner Gemüthsart antrefse. Ich bin von Natur schwach, ungeduldig und empfindlich. Nehmen Sie hin und lesen Sie, fügete sie hinzu, indem sie mir die heilige Schrift darreichte; das ist meine Lehrerin, die mich die große Kunst, glücklich zu seyn, gelehret hat. Dasselbst habe ich gelernt, daß eine ewige Herrlichkeit

„lichkeit das Ende alles Leidens derjenigen ist, welche solches mit Ergebung in den Willen Gottes vertragen. Daselbst habe ich gefunden, bey wem sich Gelassenheit und Kraft erbitten müßte. Durch das Lesen dieses göttlichen Buches habe ich mich überzeuget, daß die Hand, die mich schlägt, eines Vaters Hand ist, welcher dasjenige kennet, was mir vortheilhaft ist, und welcher viel zu günstig ist, als daß er es mir abschlagen sollte. Ja, Madame, meine Armuth, meine Krankheit, der Verlust meiner Kinder, sind Wohlthaten des Allerböchsten, welcher mich voller Güte durch eine Freude, die zwar empfunden, aber nicht ausgedrückt werden kann, deswegen belohnet, daß ich mich seinen Befehlen unterwerfe, welches doch gleichwohl sein Werk ist.“

Unter diesen Reden waren die Augen dieser Frau von einem göttlichen Feuer beselet. Diejenige innere Freude, wovon sie redete, hatte sich auf ihrem Gesichte ausgebreitet; sie blendete. Ich entschloß mich, eine Religion zu untersuchen, welche vermögend war, dergleichen Wunder zu wirken; ich sage Wunder, und ich glaube nicht, daß der Ausdruck zu stark ist. Die Auferstehung eines Todten geht nicht mehr über die Kräfte der Natur hinaus, als eine solche Freude in einem so kläglichen Zustande. Diese guten Leute lobeten und billigten meinen Entschluß und lagen mir mit so vieler Gewogenheit an, ich sollte so lange bey ihnen bleiben, bis ich mich zu etwas entschlossen hätte, daß ich ihre Anerbietungen annahm; und mit dem

Bey-

Bestand dieses Geistlichen studirte ich die heilige Schrift.

Anfänglich wiederholte ich ihm die Einwürfe der Deisten, die ich nur gar zu gut gelernt hatte; und er antwortete darauf mit einer Stärke, die mir nicht den geringsten Zweifel übrig ließ, und mich in eine gehörige Gesinnung des Geistes setzte, die heilige Schrift mit Ehrerbiethung zu lesen, weil sie von Gott kam, wie mich die Untersuchung überführte, die ich wegen ihrer Göttlichkeit angestellt hatte. Ehe wir anfiengen, sie zu lesen, thaten wir ein brünstiges Gebeth, damit wir von Gott, durch das Verdienst Jesu Christi, denjenigen guten Geist erhielten, welchen er denjenigen versprochen hat, die ihn in seinem Namen darum bitten. Die Frucht meines Nachdenkens über die heilige Schrift war die Erkenntniß meiner Irthümer und eine feste Entschließung, nichts zu sparen, damit ich das Vergangene durch ein neues Leben wieder gut machte.

Bei meinem Aufenthalte in diesem Hause sah ich das Absterben meiner Wirthinn mit an. Man rühme mir nicht mehr die Standhaftigkeit der Weltweisen in dergleichen Fällen; ich sehe an ihnen nichts mehr, als eine dumme betäubte Gelassenheit, welche durch die Unwissenheit von den Folgen des Todes hervorgebracht wird. Hier war Freude, eine Art von Entzückung, ein ganz außer sich seyn. Es ließ sich bei Erblickung dieser sterbenden Person keine schmerzhaftige Empfindung spüren, sondern vielmehr eine Bewegung des Reides; man

man hätte gewünscht, an ihrer Stelle zu seyn: so daß ich mich nicht enthalten konnte, auszurufen: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Gleich nach ihrem Tode verließ ich meinen großmüthigen Wohlthäter, welcher mir eine Stelle in einer benachbarten Familie verschaffete. Dieser Stand der Dienstbarkeit, welcher mir anfänglich überaus kränkend vorkam, linderte sich bald durch die Verminderung meines Hochmuthes, welchem allein er unerträglich war. Das Christenthum überwand in kurzer Zeit einen Feind, welcher allen Kräften der Weltweisheit widerstanden hatte. Als eine Büßerinn mußte ich mich allen Unannehmlichkeiten meines neuen Standes unterwerfen: als eine Christinn aber empfand ich, daß mich nichts, als das Andenken meiner Verbrechen, demüthigen und kränken sollte.

Dieses Andenken war das einzige, welches meinen Frieden störte. Der ausdrückliche Befehl aber, den mir der Heiland der Welt gab, ich sollte die Verzeihung von der göttlichen Barmherzigkeit hoffen, brachte mein Gemüth wieder zur Ruhe und Stille. Ich bin seit vielen Jahren in dieser glücklichen Verfassung, allezeit arm, allezeit zufrieden und allezeit bereit, dieses Leben zu verlassen, wenn es Gotte gefallen wird, mich von der Welt zu nehmen, um meine Glückseligkeit fortzusetzen und zu vermehren.

Trl.

Fräul. Luise.

Mein Gott! diese Geschichte ist rührend; ich habe mich bey Anhörung derselben der Thränen nicht enthalten können.

Madem. Gyt.

Erinnern Sie sich, meine Fräulein, zu welchem Ende ich sie Ihnen erzählt habe. Die Rede war, es gäbe keine wirkliche und beständige Tugend ohne das Christenthum. Ich fordere jedermann auf, er solle mir einen Deissen finden, welcher der sittlichen Tugend mehr ergeben ist, als Fidelity. In dessen konnte doch diese Ergebenheit wider die verdrüsslichen Umstände, denen sie sich ausgesetzt fand, und wider die heftige Gewalt einer Leidenschaft nicht Stand halten. Wenn uns alle die Personen, welche in Religionsfachen so, wie sie, denken, ihre Geschichte erzählen wollten: so würden wir klärlieh erkennen, daß ihre Tugend nur falsche Münze sey. Behalten Sie dieses wohl, meine Fräulein. Sie treten in die Welt, oder Sie sind bereit, hinzutreten, wo Sie nur gar zu viele Leute von dieser Art finden werden. Sie werden Spöttereien über die einfältigen Seelen hören, welche sich dem Worte Gottes demüthig unterwerfen; die Ohren werden Ihnen von den schlechten Vernunftschlüssen der Freigeister deswegen taub gemacht werden; man wird Sie aufmuntern, gefährliche Bücher zu lesen. Sehen Sie diejenigen, welche auf diese Art mit Ihnen reden werden, oder die Ihnen solche Bücher leihen wollen, als Giftmischer, als eine öffentliche

liche Pest an; scheuen Sie sich nicht, zu denken, es seyn keine rechtschaffene Leute. Könnte Ihnen ihr Herz aufgedeckt werden: so würden Sie sehen, daß dieses Urtheil gar nicht zu streng ist.

Fräul. Lucia.

Fidelia saget, sie habe sich, durch die Vernunft, von der Göttlichkeit der heiligen Schrift überführt; ist das möglich? Ich habe stets geglaubt, es wäre nur bloß der Glauben, welcher uns vermögen könnte, daß wir unsern Geist denen Sachen unterwerfen, die der Vernunft so zuwider laufen.

Madem. Gut.

Sie besinnen sich nicht, mein Schatz. Haben Sie vergessen, daß Gott die höchste Vernunft ist, daß alle diese Werke unendlich weise und vernünftig sind?

Fräul. Lucia.

Ich weiß das wohl, meine liebe Gut: indessen giebt es doch viele Dinge in der Schrift, die meiner Vernunft zuwider sind. Zum Beyspiele: ich kann die Nothwendigkeit der Menschwerdung nicht begreifen. Konnte sich Gott nicht mit den Menschen versöhnen, ohne daß er eben seinen Sohn auf die Welt senden durfte? Man glaubet diese Dinge durch den Glauben; ich wiederhole es: aber das ist alles.

Madem. Gut.

Ich könnte gerade zu auf Ihre Frage wegen des Geheimnisses von der Menschwerdung Christi antworten;

worten: allein, es ist jezo nicht Zeit dazu und wird schon auf ein andermal kommen. Ich will überhaupt von allen in der heiligen Schrift enthaltenen Wahrheiten reden. Sie sagen, sie sind der Vernunft zuwider; und Sie sagen unrecht. Es ist aber wahr, es giebt viele Dinge darinnen, die der Vernunft unbegreiflich sind. Sagen Sie mir, mein Schatz, findet sich wohl etwas, welches bey dem ersten Anblicke lächerlicher zu seyn scheint, als wenn man denket, es gebe auf der andern Seite der Erdkugel, gerade der Stelle gegen über, die Sie einnehmen, Menschen, deren Füße an Ihre Füße stoßen würden, wenn Sie die Erde durchbohren und bis dahin kommen könnten?

Frä. Lucia.

Es kam mir ungereimt vor, ehe man es mir erkläret hatte: jezo scheint es mir ganz natürlich zu seyn.

Madem. Gut.

Könnten Sie aber vor dieser Erklärung wohl glauben, daß es ein America, oder wie man insgemein saget, Gegenfüßler gäbe?

Fräul. Lucia.

Ich glaubete es ohne Untersuchung; denn ich konnte mich nicht überreden, daß sich so viele Reisende sollten verglichen haben, mich zu betriegen.

Madem. Gut.

Sie hatten also eine gute Ursache, zu glauben, daß es Gegenfüßler gäbe. Und sagen Sie mir doch, ich bitte Sie darum, wenn Sie je-

Mag. f. j. L. III Theil. M mand

mand fänden, der niemals aus Sachsen gekommen wäre, und Ihnen doch behauptete, Deutschland, oder vielmehr Europa, begreife die ganze Welt; weiter darüber hinaus sey nichts, als Meer; und alle diejenigen, die von einer Reise zurück kämen, wären Betrüger, welche Sie durch Erdichtungen zu hintergehen sucheten: was würden Sie zu ihm sagen.

Frl. Lucia.

Er wäre närrisch; und wenn man auch nur das glauben müßte, was man selbst gesehen hätte; so würde man sehr wenig glauben.

Madem. Gut.

Und wenn ich Ihnen sagete, es befände sich in einem Schälchen voll Eßig, der Ihnen sehr klar vorkäme, eine große Menge Würmer und sogar kleine Schlangen?

Frl. Lucia.

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine liebe Gut; ich würde es in der Nähe und recht scharf betrachten; und wenn ich nichts darinnen sähe, so würde ich mir die Freyheit nehmen und wenigstens an demjenigen zweifeln, was Sie mir gesagt hätten.

Madem. Gut.

Es ist leicht, einen Versuch damit anzustellen. Ich habe hier in dem Cabinette weißen Weineßig; ich will etwas davon in ein Coffeeschälchen gießen — Betrachten Sie es recht und genau.

Frl.

Fräul. Lucia.

Ich mag es immerhin betrachten und genau ansehen; es ist nichts darinnen, als einige unmerkliche Unreinigkeiten, einige kleine Stäubchen, die ich kaum wahrnehme; so klein sind sie. Es ist nicht möglich, noch kleinere Würmchen anzunehmen oder voraus zu setzen, als diese Stäubchen. Wenn welche darinnen wären: so würde ich sie gewahr werden; ich sehe sie nicht, also sind keine da.

Madem. Gut.

Ich sehe, das Fräulein Verständig lächelt über Ihr Also; ich überlasse ihm daher die Mühe, daß es Ihnen sage, warum es lächelt?

Frl. Verständig.

Verzeihen Sie mir, mein liebstes Fräulein Lucia; ich bin nicht so eitel und glaube, daß ich mehr Einsicht habe, als Sie. Meine liebe Gut aber hat mich schon so lange unterrichtet, daß es nicht zu verwundern ist, wenn ich Ihren Irrthum wahrgenommen habe. Ihr Also stützet sich auf einen falschen Grundsatz oder ist vielmehr die Folge davon. Sie könnten hundert von dieser Art sagen, ohne daß Sie etwas damit bewiesen, wie es seyn soll. Sie sind doch wenigstens nicht verdrüsslich darüber?

Frl. Lucia.

Verzeihen Sie mir, meine wertheste Freundin; ich bin wahrhaftig verdrüsslich darüber, daß Sie befürchten, Sie hätten mich beleidiget.

M 2

Ich

Ich bin nicht dumy genug dazu. Ich suche, mich zu belehren, und man kann mich kühnlich belehren, vornehmlich wenn man sich dabey mit so vieler Höflichkeit und Bescheidenheit aufführet, als Sie gethan haben. Seyn Sie denn so gütig und zeigen mir die Falschheit meines Grundsatzes.

Frl. Verständig.

Sie haben vorausgesetzt oder angenommen, es könne kein kleineres Thier geben, als diese Stäubchen. Wenn uns meine liebe Gut ihr Mikroskopium oder Vergrößerungsglas leihen wollte: so würden Sie Thierchen sehen, bey denen diese Stäubchen Berge zu seyn scheinen werden; und ich habe Gelehrte sagen hören, es gebe noch viel kleinere Thiere, welche auch durch die allervollkommensten Gläser nicht können wahrgenommen werden.

Madem. Gut.

Da haben Sie mein Vergrößerungsglas, meine Fräulein; sehen Sie nunmehr in das Schälchen.

Frl. Lucia.

O mein Himmel! Da ist ja ein großer Haufen Thiere von allerhand Gestalten. Ich gebe mich, meine liebe Gut. Meine Augen waren Schuld, daß ich nicht alles das sah. Sie sind nicht scharffsichtig genug.

Madem. Gut.

Und die Augen Ihrer Vernunft sind Schuld, wenn Sie die Dinge nicht begreift, die Ihnen in der

der heiligen Schrift unbegreiflich vorkommen. Sie ist gar zu schwach dazu.

Fräul. Luise.

Ich suche mich eben so wohl zu belehren, als das Fräulein Lucia, meine liebe Gut. Haben Sie denn also die Geduld und hören eine Frage an, die sehr unverschämmt ist. Weil Gott doch gewollt hat, daß ich die in der heiligen Schrift enthaltenen Geheimnisse glauben solle: warum hat er mir denn nicht eine Vernunft gegeben, die dazu erleuchtet genug ist? Dieses Geschenk würde ihm nicht mehr gekostet haben, als das andere. Diejenige Vernunft, die er mir gegeben hat, wird mir in denen Sachen unnütz, welche von der äußersten Wichtigkeit für mich sind; und sie ist so schwach, daß sie mir höchstens nur dienen kann, Kleinigkeiten zu entdecken, daran mir gar nichts gelegen ist.

Madem. Gut.

Die Vernunft soll Ihnen dienen, diese unbegreiflichen Dinge zu glauben, ohne sie zu fassen. Hören Sie mich aufmerksam an, meine Fräulein.

Es kann in den Werken Gottes kein Widerspruch seyn. Er hat uns einen Verstand gegeben; und eben daher ist es ein gewisses Merkmaal, er wolle, daß wir uns dessen bedienen sollen, unsern Glauben und unsere Aufführung einzurichten. Es giebt nur zweyerley Arten, ein Christ zu seyn und die heilige Schrift zu glauben. Die erste ist, daß man seinen Verstand oder seine Vernunft unter-

wirft, weil unsere Väter ihre unterworfen haben, ohne zu untersuchen, ob sie Ursache gehabt haben, es zu thun. Dieses ist die gemeine Art, welche die Anzahl der bösen Christen oder wenigstens der schwachen Christen vervielfältiget.

Fräul. Geistreich.

Ich habe oftmals von verständigen Leuten sagen hören: Ich bin ein Christ, weil ich als ein Christ geboren worden. Wenn ich ein geborener Türk wäre: so würde ich ein Türk bleiben; denn ein rechtschaffener Mann soll seine Religion nicht verändern.

Madem. Gut.

Diejenigen, welche solche Reden führen, sind hier zu Lande so wenig Christen, als sie in der Türkei Türken seyn würden. Ein solcher Glaube ehret Gott nicht. Diese Leute haben gar keine Religion. Ich wiederhole es. Gott hat uns nur die Vernunft gegeben, damit wir uns ihrer bedienen sollen. Sagen Sie mir, Fräulein Lucia, warum habe ich Sie gebethen, Sie sollen niemals weder mir, noch andern, auf unser bloßes Wort glauben?

Fr. Lucia.

Weil Sie uns haben bemerken lassen, es können sich alle Menschen betriegen, oder uns zu betriegen suchen; und es sey also vernünftig, dasjenige zu untersuchen, was sie uns sagen.

Madem. Gut.

Sehr wohl! Wenn Sie aber versichert wären, ich könne mich nicht betriegen, noch auch Sie

Sie betriegen wollen: würde es da nöthig seyn, daß Sie dasjenige erst untersuchten, was ich Ihnen sagen würde?

Fräul. Lucia.

Nein, gewiß nicht. Die Vernunft würde mich lehren, ich solle Ihnen auf das erste Wort glauben; und ich würde aufhören, als ein vernünftiges Geschöpf zu handeln, wenn ich eine Untersuchung deswegen nöthig hätte.

Madem. Gut.

Nun wohl, meine Fräulein, damit man wisse, ob uns die Vernunft erlaube, christlich zu seyn, ob man allein demjenigen blindlings glauben solle, was in der heiligen Schrift enthalten ist, so hat man nur eine einzige Sache zu untersuchen; und das ist diese. Kann ich mich durch meine Vernunft überzeugen, daß Gott dasjenige eingegeben hat, was in diesen Büchern enthalten ist? Kann mir meine Vernunft diesen Beweis geben: so wird sie mich zu gleicher Zeit lehren, ich sey nicht mehr berechtigt, dasjenige zu untersuchen, was Gott mir zu glauben befiehlt; weil ich versichert bin, daß er sich nicht betriegen kann, noch mich betriegen will. Dieß ist die zweyte Art, christlich zu seyn, meine Fräulein; und das war diejenige, welche Fidelity erwählte. Ihr Glauben war blind; das ist, sie glaubete die Geheimnisse, ohne sie zu begreifen: die Bewegungsgründe ihres Glaubens aber waren vernünftig; denn sie waren auf die Untersuchung gegründet, welche sie

wegen der Göttlichkeit der heiligen Schrift angestellet hatte.

Frl. Luise.

Was für Vergnügen würde ich haben, wenn ich im Stande wäre, eben die Untersuchung anzustellen!

Madem. Gut.

Wir wollen sie zusammen anstellen, wenn wir die Geschichte des neuen Testaments, das ist das Leben Jesu Christi, wiederholen werden. Nichts in der Welt ist vermögender, uns zu aufrichtigen Christen zu machen. Ein Christ, dessen Glauben nicht auf die Vernunft gegründet ist, verdienet nicht, diesen Namen zu führen. Ueber dieses so ist nichts leichter, als den Beweis zu machen, den ich fordere. Man darf nur die heilige Schrift mit einiger Aufmerksamkeit lesen. — Doch wieder auf die Geschichte der Fidelia und auf die Gedanken, die sie bey uns erwecket hat.

Igfr. Eitelfreundinn.

Ich für mein Theil bin so bitter und böse auf Georgen, daß ich ihm den Hals umdrehen würde, wenn ich könnte. Was für eine Unanständigkeit, dieses arme Mägdchen noch zu schlagen!

Madem. Gut.

Es ist wahr, es ist etwas schändliches. Allein, die Mannspersonen halten sich gegen eine Frauensperson, die sich verunehret hat, zu allem berechtigt; vornehmlich die Mannspersonen von Georgens Gemüthsart.

Frl.

Fräul. Geistreich.

Ich habe mich davon recht hintergehen lassen; und ich würde im Anfange geschworen haben, er wäre der ehrlichste rechtschaffenste Mensch auf der Welt.

Madem. Gut.

Konnten Sie das wohl denken, mein Schatz? Ein jeder Mensch, welcher eine Frauensperson von ihrer Pflicht abzuziehen sucht, ist ein Betrüger, dem man nicht mehr trauen muß, als einem Diebe. Sagen Sie mir, mein Schatz, was ist die allerkostbarste Sache von der Welt, das Vermögen, das Leben selbst oder die Gnade Gottes und ein guter Ruf?

Fräul. Geistreich.

Versichert, meine liebe Gut, dieß sind die beyden letzten Sachen; und ich begreife es sehr wohl, daß derjenige, welcher mich darum bringen wollte, viel böshafter seyn würde, als ein anderer, der mir mein Geld rauben oder auch das Leben nehmen wollte.

Hgfr. Zina.

Ich für mein Theil, bin von der Beständigkeit und christlichen Liebe derjenigen armen Frau wahrhaftig gerühret worden, welche den Krebs hatte. Wie viele arme Personen sind nicht in Verzweiflung gerathen und verloren gegangen, bloß weil sie keine solche Erörterer gehabt haben!

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Ich wiederhole es Ihnen aber: in Ihrem Alter muß man

M 5

nicht

nicht dergleichen Werke der christlichen Liebe unternehmen; es würde gefährlich seyn. Es wird eine Zeit kommen, wo Sie in diesem Stücke den Bewegungen Ihres Eifers folgen können. Unterdessen erinnern Sie sich, daß es, wenn Sie im Stande seyn werden, einiges Geld nach Ihrem Belieben auszugeben, eine der größten Mildthätigkeiten sey, die Sie thun können, wenn Sie verhindern, daß arme Mädchen nicht in diese äußerste Noth gerathen. Es giebt ihrer viele, welche kein Gewerbe zu treiben oder Arbeit zu finden wissen, aber auch nichts zu leben haben, und daher eben der Versuchung ausge-
setzt sind, wie Fidelity. Ach! eine kleine Summe würde hinlänglich seyn, sie etwas lernen zu lassen, daß sie ihr Brodt verdienen könnten. Was für eine Freude würden Sie nicht haben, wenn Sie zu sich selbst sagen könnten: Da ist eine ehrliche Person, welche ihren Lebensunterhalt durch Arbeit gewinnt; vielleicht hat sie die Erhaltung ihrer Tugend der kleinen Summe zu danken, die ich ihr gegeben habe. Ich kenne einen Handelsmann, der vor sechs Monaten Gelegenheit gefunden hat, ein gutes Werk von der Art zu thun. Die Aeltern des Mädchens, welches er gerettet hatte, schrieben vergangene Woche an ihn, um sich bey ihm dafür zu bedanken, und meldeten ihm, sie führete sich sehr vernünftig und gut auf. Dieser arme Mann weinete vor Freuden, da er diesen Brief las, und bedauerte die einigen Thaler gar nicht, die es ihm gekostet hatte. — Leben Sie wohl, meine Fräulein, wir werden uns bald wieder sehen.

Das



Das XXIV Gespräch.

Madem. Gut.

Jungfer Miefchen, sagen Sie uns den Anfang von der Geschichte der Esther her.

Jgfr. Miefchen.

Unter den Königen von Assyrien war auch einer, der hieß Ahasverus, und seine Gemahlinn hieß Vasthi. Im dritten Jahre seiner Regierung stellte er ein großes Fest an. Dabey bewirthete er alle seine Großen und Vornehmen auf das Herrlichste und Prachtigste. Er ließ seine Gemahlinn bitten, sie sollte in ihrem völligen Putze zu ihnen in den Saal kommen. Allein, das wollte sie nicht thun, weil es wider die Gewohnheit des Landes wäre. Hierüber wurde der König sehr zornig, und fragete die Weisen, welche sich auf die Landesfitten verstunden: ob das recht wäre, und was man der Königin Vasthi thun sollte, daß sie seinem Befehle nicht nachgelebet hätte? Sie antworteten, die Königin hätte unrecht gethan und allen Weibern ein böses Beyspiel gegeben; sie würden ebenfalls ihre Männer verachten und ihnen nicht gehorchen, wenn es ihr so ungestraft hingienge; der König möchte sie also nicht mehr für seine Gemahlinn erkennen, sondern verstoßen. Das that er auch: doch konnte er sie nicht

nicht sogleich vergessen; denn sie war überaus schön. Damit man sie ihm nun aus den Gedanken brächte, so ließ man allenthalben die schönsten jungen Frauenzimmer auffuchen und vor den König bringen, damit er sich eine andere Gemahlinn darunter aussuchen möchte.

Zu der Zeit waren die Juden in diesem Lande gefangen; und es befand sich unter ihnen ein frommer gottesfürchtiger Mann, der hieß Mardaschai. Er hatte seines Veters Tochter, eine arme vater- und mutterlose Waise, bey sich, worüber er Vormund war. Sie hieß Esther und war ein sehr schönes feines Mägdchen. Man nahm sie daher auch mit unter diejenigen jungen Frauenzimmer, worunter sich der König eine Gemahlinn aussuchen sollte; und sie gefiel ihm gleich vor allen andern, so bald er sie nur ansah; und er gewann sie so lieb, daß er ihr die königliche Krone aufsetzte, und sie zur Königin machte. Er wußte aber nicht, von was für einem Geschlechte und Volke sie war; und Esther ließ sich auch nicht durch die königliche Herrlichkeit und Pracht verblenden, sondern blieb ihrem Gotte getreu. Sie seufzete inheim über das Unglück ihres Volkes, und daß der Tempel zu Jerusalem noch nicht wieder aufgebauet wäre, obgleich Cyrus Befehl dazu gegeben hatte.

Ahasverus hatte einen Liebling, den er allen andern vorzog und groß machte. Er hieß Haman und war ein sehr gottloser Mensch; denn
er

er hatte alle böse Eigenschaften an sich, und vornehmlich war er sehr stolz und hochmüthig. Ahasverus hatte eine blinde Gefälligkeit für ihn, und ließ allen seinen Unterthanen gebiethen, sie sollten vor Haman die Knie beugen und ihn anbethen. Sie thaten es auch alle zusammen bis auf Mardachai; denn der wollte vor niemanden, als vor Gott, die Knie beugen und nur ihn allein anbethen; und er sagete es allen denen, die ihn befrageten, warum er den Haman nicht nach des Königes Willen verehere, er wäre ein Jude, und dürfte es nach seinem Gesetze nicht thun. Das verdroß Haman sehr, da er es erfuhr; und er wollte sich deswegen nicht allein an Mardachai rächen, sondern alle Juden vertilgen, die in dem ganzen Lande wären. Er beredete auch den König, daß er deswegen einen Befehl ausgehen ließ. Darüber wurde Mardachai sehr betrübt, und wußte es so anzustellen, daß es auch die Königin erfahren mußte; da er sie denn bath, sie möchte doch eine Fürbitte bey dem Könige deswegen einlegen.

Nun war es aber bey Lebensstrafe verboten, es sollte niemand, er sey, wer es wolle, zu dem Könige gehen, wofern er nicht gerufen wäre; und Esther war schon seit vielen Tagen nicht zum Könige gerufen worden. Sie mußte es also wagen, und wider das Geboth, zu ihrem Gemahle hinein gehen. Sie machte sich auch nichts daraus, wenn sie gleich deswegen umkäme, weil es doch in einer guten Absicht geschähe. Doch hatte sie auch Hoffnung, daß es wohl glücklich gehen könnte; denn

denn man wurde nicht gestrafet, wenn der König seinen goldenen Zepter gegen einen neigete. Als sie in den Saal trat, so sah Ahasverus sie mit einem solchen Blicke an, daß sie darüber fast in Ohnmacht gesunken wäre: doch reckete er ihr gleich den goldenen Zepter entgegen, und sie rührte die Spitze desselben an. Er fragete: was ihr wäre, und was sie verlangete? sie sollte es bekommen, und wenn es auch sein halbes Königreich wäre. Doch Esther bath ihn nur, er möchte die Gnade haben, und sich heute nebst Haman von ihr bewirthen lassen. Das that der König mit Vergnügen; und da er bey der Lust war, so verlangete er, sie sollte sich etwas ausbitten. Sie antwortete, sie wollte es morgen thun, wenn der König und Haman noch einmal so gnädig seyn, und es sich bey ihr wolten gefallen lassen. Haman war wegen dieser Ehre überaus vergnügt, und gieng fröhlich und gutes Muthes von der Königin hinweg. Da er aber in den Vorsaal kam: so sah er Mardachai, welcher da stand und sich nicht bewegete, noch vor ihm niederfiel. Darüber wurde er voller Zorn: doch hielt er so lange an sich, bis er nach Hause kam. Da erzählte er seinen Freunden und seiner Gemahlinn den Verdruß, den er über Mardachai hatte, welcher sich durchaus nicht vor ihm beugen wollte. Sie sucheten ihn damit zu trösten, daß er doch von alen andern und von der Königin selbst so hochgeehret und vorgezogen würde; er sollte sich um die dumme Verachtung eines solchen Menschen nicht viel

viel bekümmern. Allein, Haman antwortete ihnen: alle Ehre und aller Vorzug würden ihn nicht vergnügen, so lange er den Juden Mardachai vor Augen sehen mußte. Da riefen sie ihm, er sollte einen Galgen bauen und den Mardachai morgen daran aufhängen lassen; darauf konnte er denn fröhlich mit dem Könige zur Königin gehen. Das gefiel Haman wohl; und er ließ gleich einen sehr hohen Galgen machen: er wußte aber nicht, daß Mardachai der Königin Oheim war.

Madem. Gut.

Hier haben Sie ein sehr sinnliches Bild eines ehrgeizigen Herzens, und aller derjenigen, die sich durch eine gewaltige Leidenschaft beherrschen lassen. Die geringste Kleinigkeit ist genug, ihre Glückseligkeit zu zerstören; und diese Kleinigkeit treffen sie auf ihrem Wege immer an. Ich habe Ihnen vor einiger Zeit gesagt, meine Fräulein; man könne es mit der Gnade Gottes so weit bringen, daß man seine Begierden mäßige: es sey aber nicht möglich, daß man Ihnen völlig genug thue. — Fahren Sie fort, Fräulein Charlotte.

Fräul. Charlotte.

Damit Haman den armen Mardachai bald aus dem Wege schaffte: so war er zeitig nach Hofe gegangen, damit er den König so gleich veredete, daß er dieses Urtheil vollziehen ließe. Des Königes Zimmer aber waren noch nicht offen; und er mußte also in dem Vorgemache verziehen. Einige Zeit vorher, ehe Haman so hoch

ge

gestiegen und in Gnaden gekommen war, hatten zween Kämmerer eine Verschwörung wider des Königes Leben vorgehabt. Mardachai aber war dahinter gekommen, und hatte es dem Könige entdeckt. Nun vergift man bey Hofe nichts leichter, als die guten Dienste, die einer geleistet hat, wenn es einem an einem Beschützer und großen Gönner fehlt. Mardachai hatte also keine Belohnung für seine Entdeckung bekommen, ob man sie gleich sorgfältig in ein Buch geschrieben hatte. Es geschah aber in eben der Nacht, da Haman seinen Untergang beschloß, daß der König, durch Gottes Verhängniß, nicht schlafen konnte. Er ließ sich also dieses Buch holen und etwas daraus vorlesen. Da traf es sich nun, daß man eben auf die Stelle kam, wo von des Mardachai Entdeckung der Verrätherey stund. So gleich unterbrach der König den Vorleser und fragete: Was für Ehre und Gutes haben wir ihm dafür gethan? Es ist ihm nichts geschehen, antworteten die Kammerjunker, welche die Aufwartung hatten; und er ist täglich an dem Schloßthore in einer sehr elenden Gestalt. Das ist eine große Ungerechtigkeit, sagete der König; sehet zu, ob jemand in dem Hofe oder Vorgemache ist. Man sagete ihm, Haman wäre da; und der König befahl, man sollte ihn herein lassen. So bald er hinein trat, so fragete ihn der König: Was denkest du, was soll man dem Manne thun, den ich gern besonders ehren wollte? Der stolze Haman dachte bey dieser Frage in seinem Herzen:
Wem

Wem könnte der König wohl anders gern eine große Ehre anthun wollen, als mir? Er sagte daher: Man muß den Mann, den der König gern ehren will, herholen, ihm königliche Kleider anziehen, die königliche Krone auf das Haupt setzen; und ihn hernach in solchem Schmucke auf einem von den prächtigst aufgeputzten Rossen, worauf der König zu reiten pflegt, durch die vornehmsten Straßen der Stadt reiten lassen; es muß einer von den Fürsten des Königes, der allervornehmste unter den Staatsbedienten, das Pferd bey dem Zügel halten und es so durch die Stadt führen und vor ihm her ausrufen lassen: So thut man dem Manne, den der König gern ehren will! Das ist recht gut angegeben, sagte der König; geschwind, nimm das Kleid und Pferd und thue also mit dem Juden Mardachai, der immer an dem Schloßthore sitzt, und laß nichts an allem dem fehlen, was du gesagt hast. Der stolze Haman dachte, er hätte des Todes auf der Stelle seyn sollen, als er diesen Befehl hörte. Es war aber nichts anders zu thun, er mußte den Willen des Königes vollbringen, wofern er nicht in die größte Ungnade bey ihm fallen wollte. Er gieng also mit einem Herzen voller Grimm hinweg, und diente selbst zu dem Triumphe eines Mannes, dessen Verderben er geschworen hatte. So bald nur dieß Siegesgepränge vorbey war, eilte er nach Hause, verhüllte sich den Kopf vor Kummer und Herzeleide, und man sagte ihm seinen Fall und Untergang schon vorher.

Isfr. Schönicinna.

Hier war Haman recht angekommen. Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich bin recht erfreut darüber. Es ist ein großes Vergnügen, wenn man die Leute, die so hochmüthig sind, recht gestrafet sieht.

Madem. Gut.

Dies stelle ich Ihnen alle Tage vor, meine Fräulein. Wenn dieses einem rechtschaffenen wackern Manne begegnet wäre: so würde es Ihnen sehr nahe gehen. Bemühen Sie sich, durch Ihre Leutseligkeit und durch Ihr gütiges höfliches Bezeugen, sich alle Menschen zu gewinnen. — Fräulein Maria, erzählen Sie uns die Geschichte nun vollends aus.

Frl. Maria.

Haman wäre bey seiner großen Uergerniß, die er gehabt hatte, gern zu Hause geblieben: aber die Kämmerer des Königes kamen und trieben ihn zu dem Mahle, welches die Königin Esther angesetzt hatte. Da der König nun wieder lustig und guter Dinge war: so verlangte er, die Königin Esther sollte sich etwas ausbitten, das er ihr geben könnte. Nun dünkete es sie, Zeit zu seyn, daß sie ihre Fürbitte anbringen könnte, wie Mardachai von ihr verlangt hatte. Weil Sie denn so gnädig sind, sagete sie zu dem Könige: so bitte ich nur um mein und meines Volkes Leben. Denn ich und meine Landesleute sind verkauft, daß wir umgebracht und vertilget werden sollen.

Wollte

Wollte Gott! wir wären nur zu Knechten und Mägden verkauft worden: so wollte ich nichts gesagt haben; denn da würde doch unser Feind dem Könige nicht so sehr schaden, als jetzt geschehen wird, da er ihn so vieler Unterthanen auf einmal berauben will. Wer ist dieser Feind? fragete der König Ahasverus in vollem Eifer; oder wo ist der, der es sich hat in den Sinn kommen lassen, solches zu thun? Esther gab ihm zur Antwort: Unser Feind und Widersacher ist dieser gottlose Haman. Ahasverus frugete darüber; denn er wußte noch nicht, daß sie eine Jüdin war. Sie meldete ihm darauf, wie verrätherisch Haman gegen ihn gehandelt hätte, damit er einen Befehl von ihm ausgewirfet, daß alle Juden zusammen an einem Tage in dem ganzen Lande hängen umgebracht werden. Hierüber entsetzte sich Haman vor dem Könige und der Königin; und der König gieng in vollem Grimme über ihn hinaus in den Garten am Schlosse, damit er der Sache etwas nachdächte. Unterdessen stund Haman auf und gieng zu der Königin; denn er sah gar wohl, daß ihm schon ein Unglück von dem Könige bereitet wurde. Er fiel ihr zu Füßen, umarmete ihre Knie und bath sie um sein Leben. In dem Augenblicke trat der König wieder in den Saal; und da er Haman in dieser Stellung bey der Königin sah, so sagete er: Was? will er nun auch so gar der Königin bey mir im Hause Gewalt anthun? Kaum hatte Ahasverus das gesagt, so rissen sie Haman hinweg und verhängten

ihm das Gesicht, wie man es damals mit den Missethättern zu machen pflegete. Da erzählte einer von den Kämmerern dem Könige, Haman hätte einen Galgen von fünfzig Ellen hoch aufrichten lassen, woran Mardachai hätte sollen aufgehängt werden, der doch dem Könige so getreu und ergeben gewesen. Lasset ihn daran hängen, sagete Ahasverus; und man hängete Haman so gleich auf. Da legete sich der Zorn des Königes, und Mardachai kam an Hamans Stelle; worauf denn das Geboth wider die Juden augenblicklich wieder rufen wurde.

Fr. Geistreich.

Ich begreife nicht, wie Haman so keck seyn und dem unschuldigen und wohlverdienten Mardachai einen solchen Tod zubereiten konnte. Es mußte ja doch über kurz oder lang einmal heraus kommen; und sollte er nicht geglaubt haben, daß der König sehr zornig darüber seyn würde, wenn er solches erführe?

Madem. Gut.

Recht gut, mein Schatz; haben aber die Könige Augen? Sie sehen nichts weiter, als was ihren Lieblingen gefällt, ihnen zu zeigen. Weil sie meistens nur mit niederträchtigen Sklaven umringt sind: so untersteht sich niemand, sich dem Zorne dieser kleinen Tyrannen auszusetzen.

Fräul. Charlotte.

War denn aber derjenige Hamans Feind, welcher dem Könige von dem Galgen sagete, den derselbe hatte aufrichten lassen?

Madem.

Madem. Gut.

Es war vielleicht ein Höfling, welcher eine Stunde vorher sich vor ihm niedergeworfen, und ihm seine Dienste angeboten hatte. Sie kennen den Hof noch nicht, meine Fräulein. Man umarmet daselbst denjenigen, den man erwürgen will. Steht jemand in Gnaden: so streuet ihm jedermann Weihrauch. Fällt er in Ungnade: so flieht ihn ein jeder, als wenn er die Pest hätte: und diejenigen, welche sich kurz vorher für seine Freunde ausgaben, glauben, sie sind sehr großmüthig, wenn sie ihm nichts Böses thun.

Jgfr. Landmänninn.

Das ist doch ein seltsames Land. Wenn ich verbunden wäre, daselbst zu leben: so würde ich mich niemals gewöhnen können, meine wahren Gesinnungen also zu verbergen.

Madem. Gut.

Ich hoffe es wenigstens: aber das ist viel schwerer, als Sie wohl denken. Man zieht daselbst eine ansteckende Luft ein, wider welche sich zu verwahren sehr schwer fällt. Man kann es aber gleichwohl doch thun; und es giebt am Hofe noch manchen rechtschaffenen redlichen Mann. Diese Personen sind, überhaupt zu reden, gleichsam wie Lusterscheinungen; sie gefallen nicht so sehr, als die andern: es ist aber gewiß, sie werden weit mehr geachtet und höher geschätzt.

Frl. Maria.

Was ist denn eigentlich eine Lufterscheinung, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Es ist eine außerordentliche Begebenheit in der Luft. Eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, ein Komet, ein Nordlicht; kurz, alles, was von den ordentlichen Geseßen der Natur abzuweichen scheint. Man nennet dergleichen auch sonst mit einem gelehrten Namen ein Phänomenon, und rechnet alsdann die Electricität mit darunter.

Frl. Maria.

Ich bin jezo noch eben so klug, als vorher. Ich kenne die Sonnen- und Mondfinsternisse; aber ich habe niemals von Kometen und der Electricität etwas gehdret oder gesehen.

Madem. Gut.

In Wahrheit, mein Schatz, ich weiß nicht, ob ich Ihnen eine recht genaue Erklärung davon werde geben können. Ich weiß wohl, was ein Komet ist; aber ich weiß nicht genug davon, daß ich es Ihnen deutlich erklären kann. Borgen Sie mir diese Erklärung bis Morgen; und ich will Ihnen alles sagen, was ich davon werde gelernt haben.

Frl. Geistreich.

Ich bewundere etwas an Ihnen, meine liebe Gut; und ich will es mir zu Nuße machen. Wenn ich nur den kleinsten Begriff von einer Sache habe,
und

und man redet in meiner Gegenwart davon: so urtheile ich ganz dreust davon, als wenn ich recht geschickt wäre, vornehmlich, wenn ich bey Personen bin, die ich für unwissender halte, als mich. Ich finde eine große Widersehung bey mir, wenn ich gestehen soll, ich wisse die Sachen nicht, worüber man mich fraget. Sie sind tausendmal geschickter, als ich, und sagen dennoch aufrichtig heraus: Das weis ich nicht; das weis ich nicht recht oder nur unvollkommen. Wie haben Sie es doch gemacht, daß Sie ganz und gar keine Eitelkeit haben? Denn ich überrede mich, die Eitelkeit machet es, daß ich von allem rede, es sey gut oder schlecht.

Madem. Gut.

Das bedeutet Gegentheils vielmehr, daß ich weit mehr Eitelkeit besitze, als Sie. Mich dünket, nichts kränket die Eigenliebe heftiger, als wenn man sagen höret: Diese Person hat keine Urtheilskraft; sie will von allem reden, und das meiste Mal weis sie nicht, was sie saget. Ich weis, man wird in meiner Gegenwart nicht so sprechen: aber man wird es denken; und das ist allezeit einerley. Ihr Schwätzen und mein Stillschweigen haben also beyde einerley Ursache; die Eitelkeit und die Eigenliebe: und wenn man es recht untersucht, so kann man sagen, mein Stolz sey ernsthafter und größer, als Ihrer. Ueber dieses, mein Schatz, so giebt es zweyerley Arten von Wissenschaften und folglich auch zweyerley Arten von Unwissenheit. Die erste ist diejenige, welche solche

Sachen begreift, die zu unserm Stande nöthig und gehörig sind. Es ist höchst schimpflich, wenn man diejenigen Wissenschaften nicht weis, welche man dazu brauchet. Die andern Wissenschaften sind allein Wissenschaften zur Unmuth. Es ist sehr vortheilhaft, wenn man sie inne hat: es ist aber nicht schimpflich, wenn man sie auch nicht weis. Wenn es in meiner Gewalt stünde, so möchte ich gern alle Sprachen wissen; ich möchte in keinem Theile der Mathematik unwissend seyn. Indessen schäme ich mich doch nicht, daß ich kein Hebräisch kann, daß ich die Sternseherkunst und viele andere schöne Sachen nicht weis, die ich auch niemals lernen werde. Hingegen würde ich mich zu Tode schämen, wenn ich nicht lesen und schreiben könnte; weil zu vermuthen ist, man habe mir Lehrmeister gehalten, die mich diejenigen Sachen haben lehren sollen, welche sich für meinen Stand schicketen; und wenn ich sie nicht wüßte, so käme es daher, daß ich faul gewesen und unterlassen hätte, in meiner Jugend etwas zu lernen.

Ich befand mich vor einiger Zeit in einer angesehenen Gesellschaft; und da fragete ein Officier, der schon in einem gewissen Alter war, einen Reisenden: Nicht wahr, mein Herr, wenn man zu Lande nach England reisen will: so muß man durch Holland gehen? Dieser alte unwissende Mensch wußte nicht, daß England eine Insel ist, wohin man nicht zu Lande kommen kann. Man hielt sich über ihn auf, und mit Rechte, weil die Geographie eine unumgänglich nöthige Wissenschaft für einen Officier ist,
und

und er die Pflichten seines Standes nicht recht erfüllen kann, wenn er solche nicht weis.

Fräul. Aufrichtig.

Ich bitte Sie, meine liebe Gut, sagen Sie uns doch, welches sind denn wohl die Wissenschaften, wo es einem Frauenzimmer von Stande oder aus einem angesehenen guten Hause eine Schande ist, wenn es solche nicht weis?

Madem. Gut.

Das ist eine Frage von einem vernünftigen Frauenzimmer; und ich will darauf antworten. Sie muß zuerst recht gut lesen und sauber und richtig schreiben können; das ist, ihre Hand muß leserlich und ihre Wörter richtig buchstabiret seyn. Es ist nichts unanständiger, als wenn man dieß beydes nicht weis. Es kam einmal ein Frauenzimmer, das sich für eine Person von einem hohen Stande ausgab, in eine Stadt, worinnen ich war. Jedermann glaubete es ihr; und ich allein behauptete nur, sie wäre eine gemeine Person von geringer Herkunft. Nach Verlaufe einiger Zeit entdeckete man, daß ich mich nicht geirret hatte. Wissen Sie, woraus ich erkannte, daß sie keine Standesperson war? Daraus, daß sie sehr schlecht las und kaum ihren Namen zu unterzeichnen wußte. Gegentheils ist es dielmals geschehen, daß man mich an denen Orten, wo ich nicht bekannt war, durchaus für eine Person von hohem Stande hat halten wollen. Ich mochte immerhin sagen, man irrete sich; man wollte mir nicht glauben; denn,

sagete man, ich hätte für eine gemeine Person viel zu viel Erziehung.

Igfr. Schönmichinn.

Sind Sie denn nicht von Stande, oder aus einem vornehmen angesehenen Hause, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Nein, in Wahrheit nicht, mein Schatz. Ich bin von gemeiner bürgerlicher Herkunft, die Tochter eines Kaufmannes; und zwar keines von denen Kaufleuten, welche große Herren vorstellen können, und Kutsche und Pferde halten, sondern eines kleinern Kaufmannes, der einen offenen Laden oder ein Gewölbe hatte. Es ist wahr, er besand sich in guten Umständen; und dieses hat ihm die Mittel gegeben, mir eine gute Erziehung zu verschaffen.

Fräul. Lucia.

Nun, das ist doch das erste Mal, daß ich eine Person finde, die aus einem fremden Lande gekommen ist und nicht saget, daß sie aus einem vornehmen oder angesehenen Hause sey. Ich habe viele französische Hofmeisterinnen gehabt, die jede schon eine Historie fertig hatten, womit sie bewiesen, daß sie aus einem großen Hause herstammten; und wenn ich aus ihrer Unwissenheit davon urtheile, so mußten sie von sehr geringer Herkunft seyn.

Madem. Gut.

Ich will Ihnen hier das wiederholen, was ich schon vielfmals gesagt habe. Der Adel ist ein Vortheil,

theil; weil man voraussetzet, er sey der Lohn schöner Thaten gewesen. Ich wollte nicht einen Dreyer für denjenigen geben, der einen andern Ursprung hat. Allein, ob ich gleich diesen ersten Adel sehr hoch achte: so geschieht es doch nur unter der Bedingung, daß die Gedanken und Tugenden der Ahnen auf ihre Nachkommen, so wie ihre Titel, geerbet sind. Sonst bin ich der Meynung, was für Verehrung man auch den alten Familien schuldig seyn mag, so sey es doch sehr rühmlich, der erste Adelige in seiner Familie zu seyn, und wenn man es nicht dahin bringt, daß man es wird, es doch wenigstens zu verdienen, daß man es sey. — Wir wollen dasjenige weiter untersuchen, was ein Frauenzimmer von Stande nothwendig wissen muß.

Sie muß ihre Muttersprache nach Regeln wissen, damit sie solche so rede und schreibe, wie es seyn muß. Sie muß sich mit einer guten Art in einer Gesellschaft zeigen lernen, eine Verbeugung zu machen wissen, wie es sich gehöret; und dazu hat sie einige Zeitlang einen Tanzmeister nöthig. Sie muß die Erdbeschreibung wissen und wenigstens einen allgemeinen Begriff von der Historie haben, auch einen Brief schreiben können. Dieß sind die Wissenschaften, die ich einem Frauenzimmer von Stande oder aus einem guten angesehenen Hause nicht verzeihen kann, wenn es solche nicht weiß. Ich setze noch die französische Sprache hinzu, welche unumgänglich nöthig ist, seitdem sie die Sprache aller Höfe geworden. Ich sehe alle Tage Frauenzimmer von einem gewissen Alter,
die

die sich ärgern, daß sie solche nicht können, weil sie sich in der Nothwendigkeit befinden, Fremde aus allen Nationen zu sehen, welche französisch sprechen.

Außer denen Wissenschaften, wovon ich geredet habe, giebt es noch andere, deren Erlernung ich dem jungen Frauenzimmer anrathе, als die Musik, das Zeichnen und die kleinen Handarbeiten. Sie können nicht Vorsicht genug wider die lange Weile und den Müßiggang brauchen, welche den größten Theil ihrer Fehler hervorbringen.

Merken Sie es wohl, meine Fräulein, ich rede nur von Wissenschaften, die zur Anmuth und Zierde dienen und ihnen wohlstandig sind. Es giebt andere, noch viel wesentlichere. Als eine Christin muß man seine Religion aus dem Grunde erlernen, und sie nach Grundsätzen wissen. Da solche Frauenzimmer auch bestimmet sind, Hausmütter zu werden: so müssen sie die Haushaltung und Wirthschaft, die Art und Weise, ein Haus zu regieren, ihre Kinder zu erziehen, lernen.

Fräulein Luise im Lachen.

Sie haben noch eine dem Frauenzimmer höchst nöthige Wissenschaft vergessen; weil sie eine Sache betrifft, wozu sie einen großen Theil ihres Lebens anwenden; nämlich die Wissenschaft, in der Karte zu spielen. Aus Mangel, daß sie nicht darinnen unterrichtet sind, verlieren sie ihr Geld.

Madem. Gut.

Es ist wahr, das ist ein wichtiger Punct. Ich möchte aber doch gleichwohl einem jungen Frauenzimmer,

zimmer, das ich liebe, nicht rathen, daß es viele Zeit auf diese Erlernung wende.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich liebe das Spielen bis zum Thörichtwerden; und ich würde viele Mühe haben, wenn ich mich eines so allgemeinen Zeitvertreibes berauben wollte; es ist also nothwendig, daß ich spielen lerne. Wenn ich es nicht kann, so würde ich alle mein Geld verlieren, wie das Fräulein Luise sehr wohl sagt.

Madem. Gut.

Ich will Ihnen beichten, mein Schatz. Ich habe die Schwachheit, daß ich das Spiel ebenfalls sehr liebe; und es hat mir oftmals gute Dienste geleistet, wenn ich in einer Gesellschaft Thoren gewesen. Ich habe mein ganzes Lebenlang einige Stunden des Tages gespielt: ich habe mich aber niemals darauf beflissen, so zu spielen, wie es sich gehört. Indessen wollte ich doch wohl wetten, daß ich nicht zweien Ducaten verloren habe, so lange ich auf der Welt bin.

Frl. Luise.

Sie gewinnen also immer, wenn Sie spielen?

Madem. Gut.

Wenn das wäre, so würde ich niemals spielen; das würde mich bis auf den Tod verdrießen.

Frl. Luise.

Nun, das begreife ich doch nicht. Wenn ich spiele, so freuet es mich, wenn ich gewinne; und ich kann mich

mich nicht enthalten, etwas übel aufgeräumt zu seyn, wenn ich ohne Unterlaß verliere.

Madem. Gut.

Jedermann ist so, wie Sie, mein Schak. Wenn man auch nur um Stecknadeln spielt: so verdrießt es einen, wenn man immer verliert. Nun frage ich Sie aber: Wenn wir mit einander spielen, und ich gewönne alle Spiele; würden Sie alsdann übel aufgeräumt seyn?

Frl. Luise.

Ganz gewiß. Sie aber würden, weil Sie gewönnen, Gelegenheit haben, gut aufgeräumt zu seyn.

Madem. Gut.

Sie legen mir nicht viel Menschlichkeit bey, mein Schak. Wie? Sie denken, ich könnte ein Vergnügen über etwas haben, welches andere ärgerte und verdröffe? Das würde eine große Unmenschlichkeit seyn. Wenn wir auch nur um Stecknadeln spielten: so wollte ich doch nicht wünschen, auf Ihre Unkosten zufrieden zu seyn.

Frl. Luise.

Das ist eine Betrachtung, die ich niemals gemacht habe. Das Spiel machet in der That unmenschlich; weil man nur nach dem Maaße, wie die andern einen Verdruß haben, ein Vergnügen dabey hat. Dieß würde allein genug seyn, mir einen Ekel davor zu erwecken. Wie haben Sie aber, meine liebe Gut, das Spielen noch ferner lieben können, da Sie diese Betrachtung gemacht haben?

Madem.

Madem. Gut.

Ehe ich Ihnen darauf antworte, wollen wir noch einige Betrachtungen machen. Wir haben vorausgesetzt, wir spielten nur um Stecknadeln; und in diesem Falle ist es der Hochmuth, der uns übel aufgeräumt machet, wenn wir verlieren. Wir wollen aber nunmehr das setzen, was sehr gewöhnlich ist, daß wir um große Summen spielten oder doch wenigstens um solche Summen, die vermögend sind, uns beschwerlich zu fallen, wenn wir alle Tage verlören: ist es nicht wahr, man würde alsdann einen guten Grund haben, übel aufgeräumt zu seyn?

Frl. Hestig.

Wenn man nicht verlieren kann, ohne sich zu ärgern oder verdrüsslich zu werden: so darf man nur niemals spielen; das ist so schwer nicht. Wofern ich unglücklich spiele, wenn ich groß seyn werde: so schwöre ich Ihnen zu, ich werde niemals wieder eine Karte anrühren; denn alsdann würde mir das Spielen viel böses Geblüt machen, da es mich doch dafür vergnügen sollte.

Igfr. Sophie.

Aber, mein liebes Fräulein, man spielt niemals anders, als in der Hoffnung, zu gewinnen.

Madem. Gut.

Hören Sie mich wohl an, meine Fräulein. Es ist gewiß, diejenigen, die hoch spielen, begehen eine große Menge Fehler, die ich Ihnen umständlich

lich anzeigen will. Dieß ist heute zu Tage von der äußersten Wichtigkeit, da die Wuth zum Spielen allgemein geworden ist.

Wenn man sich an einen Spieltisch setzt: so geschieht es in der Hoffnung, zu gewinnen, oder bloß aus Gefälligkeit gegen andere. Geschieht es aus dem ersten Bewegungsgrunde: so ist Unmenschlichkeit dabey; weil man sich vornimmt, man wolle sich mit dem Schmerze anderer, und nicht allein mit ihrem Schmerze, sondern auch noch mit ihrem schlechten Zustande, ein Vergnügen machen. Diejenige Frau, die Sie mit so vieler Zufriedenheit ausgezogen haben, wie die Spieler sagen, hatte das Geld, was sie verloren hat, vielleicht zur Bezahlung unglücklicher Handwerksleute nöthig, welche auf dieses Geld warten, damit sie davon leben können. Sie setzen sie außer Stand, sich tausenderley kleine Bequemlichkeiten zu verschaffen, deren Entbehrung ihr vielen Verdruß verursachen wird. Sie entziehen ihr einen Ueberfluß, den sie den Armen schuldig ist. Sie werden Ursache seyn, daß sie morgen wieder spielen wird, um das Geld, wo es möglich ist, wieder zu gewinnen, was sie verloren hat; und daß sie vielleicht noch mehr verlieren wird; daß sie genöthiget seyn wird, ihren Schmuck zu versetzen oder zu verkaufen, welches sie mit ihrem Manne entzweyen wird; oder, welches noch ärger ist, sie wird einem großmüthigen Liebhaber Gehör geben, der ihr Geld anbiethen wird, daß sie ihren Schmuck wieder einlösen und ihren Verlust vor ihrem Manne verhehlen kann. In solche Um-

Umstände setzen Sie diejenige, der Sie eine ansehnliche Summe abgewinnen.

Frl. Luise.

Das ist nicht meine Schuld; ich frage nach ihrem Gelde nichts; ich spiele nur aus Gefälligkeit; könnte man das nicht antworten, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Mein, mein Schatz; es ist sehr übel, wenn man sich der Schwachheit einer Person zu Nuze macht, um sie auszuziehen; es ist darinnen eine wahrhaftige Niederrüchrigkeit. Aber Sie fragen nach ihrem Gelde nichts, und Sie spielen nur aus Gefälligkeit; denn das Spielen ist Ihnen von Natur zuwider. Und wenn diese Person sie bäthe, Sie möchten ihr doch Ihr Messer leihen, damit sie sich den Hals abschneiden könnte; würden Sie sich für verbunden erachten, ihr solches zu geben? Sie spielen nur aus Gefälligkeit, und das Spielen ist Ihnen eben kein Vergnügen: Sie sind denn also leichtlich zu beschwagen, daß Sie das Böse ohne Vergnügen und mit Widerwillen thun? Denn kurz, Sie setzen sich allen denen Unbequemlichkeiten aus, die ich angeführet habe, wenn Sie verlieren. Sie mögen immerhin reich seyn; dieser Ueberfluß gehöret Ihnen nicht zu. Es ist der Armen Gut; Sie stehlen ihnen dieses Geld; und Sie werden eine sehr strenge Rechnung von dem übeln Gebrauche ablegen müssen, wozu Sie es angewendet haben.

Frl. Luise.

Haben sie uns nicht gesagt, es sey erlaubt, sich auf eine anständige Art zu vergnügen; und
Mag. f. j. L. III Theil. D es

es sey so gar eine Pflicht? Kann ich nicht mit gutem Gewissen einen Theil von meinem Vermögen darauf verwenden?

Madem. Gut.

Hören Sie, meine lieben Fräulein; ich will bey Ihnen keine gar zu strenge Sittenlehrerin abgeben. Es ist Ihnen ohne Zweifel erlaubt, einiges Geld zu Ihren anständigen Vergnügungen aufzuopfern. Wenn Sie aber spielen, um viel Geld zu gewinnen: so haben wir gezeiget, dieses Vergnügen sey nicht anständig. Spielen Sie mit Widerwillen: so ist es kein Vergnügen.

Frl. Lucia.

Ich denke, wie Sie, meine liebe Gut. Dieß hindert mich aber nicht, daß ich nicht ganz anders handele. Was wollen Sie, daß ich thun soll, wenn ich bey Frauenzimmer bin, das hoch zu spielen pflegt, und mir den Antrag thut, ich sollte eine Partie mit ihnen machen? Wollen Sie, ich solle nicht die Gefälligkeit für sie haben, sondern es ihnen abschlagen?

Madem. Gut.

Ja, mein Fräulein; es ist nicht erlaubt, die Gefälligkeit gar zu weit zu treiben. Ueber dieses dürfen Sie sich nur auf einen gewissen Fuß setzen; man wird es bald an Ihnen gewohnet werden. Setzen Sie Ihr Spiel auf etwas sehr wenig. Diesenigen, welche, wie Sie, aus dem Spiele einen bloßen Zeitvertreib machen, werden gern mit Ihnen Partie machen wollen; und es giebt eine große Anzahl Frauenzimmer, welche in
die

diesem Stücke nur ein gutes Beispiel erwarten, dem sie folgen können. Ich gestehe es, diejenigen, welche aus dem Spielen ein schändliches Gewerbe machen, werden sich nicht dazu bequemen. Sie werden Sie lächerlich machen; sie werden sagen, man könne nichts mit Ihnen anfangen; Sie taugeten zu nichts in der Gesellschaft. Aber was fragen Sie nach diesen albernen Reden? Man muß eben so dumm seyn, als diejenigen, welche sie vorbringen, wenn man sich darum bekümmern will.

Fräul. Luise.

Ich werde deswegen immer wieder auf meine Frage kommen: Wie können Sie bey diesen Gedanken alle Tage spielen?

Madem. Gut.

Ich will Ihnen antworten. Ich sehe das Spiel als eine Ausruhung an; folglich will ich ganz und gar nicht dabey studiren und ernsthaft an einem Tische sitzen, ohne daß ich mich untersehe, die Augen aufzuschlagen. Ein solches Spiel ist eine Arbeit. Damit ich mir aber bey dem Spielen die Zeit vertreibe, so will ich die Freyheit haben, dabey zu reden, zu lachen. Sie begreifen leicht, daß das Spiel sehr klein seyn muß; denn man hat nicht Lust, zu lachen, wenn man viel Geld verliert; und es würde nicht wohlstandig seyn, wenn man in derjenigen Gegenwart lachete, welche Ursache haben möchten, über einen großen Verlust verdrüsslich zu seyn. Ich habe mich also auf den Fuß gesetzt, daß ich mich niemals in

D 2

Hazard

Hazardspiele einlasse, und bey den Gesellschaftsspielen nur um eine Kleinigkeit spiele. Man hat mir immerhin deswegen anliegen mögen; mein Entschluß ist unverbrüchlich gewesen; und ich habe denjenigen geantwortet, welche mir dieserhalb zusetzten: Sie sind gute Spieler, und würden Ihre Ohren verlieren, ohne sich darüber zu ärgern; ich hingegen bin eine schlechte Spielerin und will nicht Gelegenheit haben, häßliche Gesichter zu schneiden, wenn Sie mir viel Geld abgewöhnen. Indem ich also die Sache zum Scherze machte und den Fehler auf mich schob: so machte ich keinen böse, und war im Stande, daß ich meinen Entschluß halten konnte.

Frl. Lucia.

Und ich fasse auch den festen Entschluß, ich will Ihnen nachahmen. Wollen die starken Spielerinnen, ich solle mit Ihnen Partie machen: so mögen sie die Gütigkeit haben und sich zu mir herablassen; ich werde mich nicht zu ihnen erheben.

Frl. Aufrichtig.

Sie haben uns gesagt, es geschähe aus Hochmuth und Eigenliebe, daß man sich, auch bey einem kleinen Spiele, ärgerte, wenn man verlore. Erklären Sie mir doch das, wenn Sie so gütig seyn wollen. Ich glaubete, es geschähe allezeit aus Eigennutze; er möchte nun groß oder klein seyn.

Madem. Gut.

Es müßte ein Frauenzimmer von Stande eine sehr niederträchtige und eigennützigte Seele haben, wenn es sich über den Verlust einiger Großen ärgern wollte. Indessen empfindet doch die aller-

allergroßmüthigste Person eine Regung vom Verdruße, wenn sie diese Groschen verliert, nach denen sie eben nichts fraget. Das kömmt daher, weil die Eigenliebe allezeit die Oberhand haben will. Ist die Rede vom Spazierengehen: so will man am besten gehen können. Spricht man vom Reiten: so machet man sich eine Ehre daraus, daß man besser über einen Graben setzen kan, als eine andere. Kömmt die Kleidung auf das Tapet: so will man den feinsten und besten Geschmack darinnen haben; man weist den Zeug, den man ausgesuchet hat; man sollte sagen, diejenige, die ihn gekauft hat, hätte ihn auch verfertiget; ein solches Vergnügen hat sie, wenn das Muster und die Schattirungen bewundert werden. Ist von dem Spielen die Rede: so will man es besser verstehen, als eine andere; man hält im Grunde des Herzens sogar dafür, das Glück sey ungerecht, daß es einer andern zu unserm Nachtheile wohl wolle. Gewinnen ist ein kleiner Vorzug des Glückes; und man will in allem und überall seinem Nachbar vorgezogen seyn, in kleinen Dingen so wohl, als in großen.

Frl. Lucia.

Man muß gestehen, unser Herz ist ein wahrhaftiges Labyrinth, welches tausenderley Krümmungen und Wendungen hat, in welchen sich die Eigenliebe so gut verbirgt, daß es fast nicht möglich ist, sie heraus zu bringen.

Frl. Luise.

Sie wollen dieser armen Eigenliebe doch recht zu Leibe, mein Fräulein. Es scheint, Sie ha-

ben sich mit meiner lieben Gut beredet, Sie wollen sie verfolgen. Wenn sie ihr einen Streich versetzt hat: so machen Sie hurtig, daß Sie ihr einen andern versetzen. Ich bin viel verträglicher, und ich bewillige ihr einen Stillestand.

Madem. Gut.

Das machet, Sie kennen sie nicht recht. Wenn Sie dieselbe sähen, so wie sie ist: so würden Sie einen Abscheu davor haben.

Frl. Luise.

Aber kurz um, was hat sie denn so entsetzliches?

Madem. Gut.

Sie ist böshaft, grausam, unmenschlich. Sie ernähret sich nur von dem Verdrusse und den Schmerzen anderer Leute.

Frl. Luise.

Ich glaube, ich habe ein gutes Theil Eigenliebe: indessen getraue ich mir doch, Sie zu versichern, sie gleicht dem häßlichen Bilde ganz und gar nicht, welches Sie davon machen.

Madem. Gut.

Jetzt sind wir auf dem rechten Fleckchen. Das machet, Sie kennen sie nicht. Sie zeigt sich Ihren Augen nur unter einer angenehmen Maske. Soll ich es Ihnen beweisen, daß sie Sie unmenschlich und grausam machet?

Frl. Luise.

Von Herzen gern: ich schmeichle mir aber, Sie werden damit nicht fortkommen können.

Madem. Gut.

Sie haben viele Diamanten, mein Schatz; und Sie bedienen sich derselben zu Ihrem Puze mit Ver-

Vergnügen. Suchen Sie im Grunde Ihres Herzens sorgfältig nach, was doch wohl die Ursache dieses Vergnügens ist. Steht etwa ein Kopfpuz von Diamanten besser zu Ihrem Gesichte, als einer von Blumen? Werden Sie sich nicht selbst gestehen, dieser Puz habe große Unbequemlichkeiten? Ihr Kopf wird von der Last gedrückt; die Furcht, etwas von Ihren Diamanten zu verlieren, giebt Ihnen eine gewisse Sorge und stets eine Art von Unruhe.

Frl. Luise.

Ich will Ihnen aufrichtig darauf antworten. Es ist gewiß, eine Blume, eine Feder, oder eine andere dergleichen Kleinigkeit steht besser zu dem Gesichte, als ein Diamant. Es ist auch wahr, die Diamanten haben eine gewisse Last und sind sehr schwer so an zu machen, wie es sich gehört. Allein, ein jedes geringes Bürgermädchen kann eine Blume, eine Feder, und dergleichen haben: Diamanten aber kann es nicht haben. Dieser Puz unterscheidet mich von ihm; und man mag doch gern von andern unterschieden seyn. Dieß ist Eigenliebe, ich gestehe es: ich sehe aber nicht, worinnen sie eben grausam und unmenschlich ist.

Madem. Gut.

Glauben Sie, daß andere nicht auch Eigenliebe haben, und daß sie nicht ebenfalls wünschen, sie hätten auch dieses Mittel, sich zu unterscheiden? Wären die Diamanten so gemein, als die Blumen; nicht wahr, Sie würden sie niemals tragen?

D 4

Frl.

Frl. Luise.

Ich gebe es zu; denn alsdann könnten sie nicht mehr dienen, mich von andern zu unterscheiden.

Madem. Gut.

Was will das sagen, sich unterscheiden, mein Schatz? Heißt es nicht, sich über andere erheben, suchen, sich auf ihren Kopf zu setzen und sie unter unsere Füße zu bringen? Ihre Diamanten haben keinen andern Werth in Ihren Augen, als denjenigen, den sie von dem Schmerze und dem Verdrusse derjenigen ziehen, die keine Diamanten haben. Sie machen sich ein Vergnügen daraus, daß Sie solche vor deren Augen ausframen, bloß damit Sie dieselben demüthigen, damit Sie ihnen beweisen, ihr Vermögen komme dem Ihrigen nicht bey, sie seyn nur arm gegen Sie. Wollten Sie diese Gefinnungen wohl menschliche und großmüthige Gefinnungen nennen?

Frl. Luise.

Das ist doch recht sonderbar; mein Herz war boshaft, und ich hatte nicht den geringsten Argwohn deswegen. Ich bitte ganz inständigst, meine liebe Gut,, entzweyen Sie mich vollends mit der Eigenliebe dadurch, daß Sie ihr die Maske abnehmen, die mir ihre Häßlichkeit verbirgt.

Madem. Gut.

Ich werde keine Gelegenheit verlieren, solches zu thun. Allein, meine lieben Fräulein, wir haben eine wichtige Betrachtung vergessen, welche uns Eisther darbeut. Mitten an einem ganz heydnischen Hofe erhält sie die Reinigkeit ihrer Sitten. Das ist sehr tröstlich für Sie, die Sie bestimmet sind,
in

in der großen Welt zu leben. Was für ein Geheimniß hatte diese fromme Königin dazu angewandt? Sie selbst lehret es Sie: »Herr, der du alle Dinge weißt, saget sie, du erkennest, daß ich keine Freude an der Ehre habe, die ich bey den Gottlosen genieße; du weißt, daß ich den herrlichen Schmuck nicht achte, den ich auf meinem Haupte trage, wenn ich prangen muß, daß ich es aber bey großem Gepränge thun muß.« Dieß ist eben so viel, als ob sie gesaget hätte: Herr, da mich deine göttliche Vorsehung auf den Thron gesetzt hat: so hat sie mich der beschwerlichen Sorgen unterworfen, im Puge zu erscheinen, mich bey den Feyerlichkeiten, dem Gepränge, den Lustbarkeiten einzufinden; du weißt, daß ich an alles das mein Herz nicht gehänget habe; ich habe es vielmehr verabscheuet; und wenn es in meiner Macht stünde, so würde ich der Pracht und Herrlichkeit und denen Lustbarkeiten, welchen ich bloß beywohne, um deinen Willen zu vollbringen und die Pflichten meines Standes zu erfüllen, die Einsalt und Einsamkeit vorziehen. Wenn Sie im Stande seyn werden, eben so zu sagen, meine Fräulein: so werde ich Sie als Heilige ansehen; und Sie werden es auch in der That seyn. — Fahren Sie fort, Fräulein Verständig, und unterrichten uns von den Theilen von America.

Frä. Verständig.

In Neu-Mexico ist die Luft sehr gelinde und sehr gesund; und ob es gleich eine große Anzahl Gebirge allda giebt: so ist dennoch das Erdreich daselbst fruchtbar. Man findet darinnen Silber-

bergwerke und andere Metalle, Türkisse, welches blaue Edelgesteine sind, Smaragde und Cristal. Es giebt auch viel Wildpret und viele Fische in diesem Lande. Es wird von einer großen Anzahl Völker bewohnet, welche gut mit sich umgehen lassen und gestittet sind. Sie werden von Fürsten regiert, welche sie Caciquen nennen; und sie wählen sie unter den stärksten und tapfersten Männern von ihnen. Die Spanier haben daselbst viele Niederlassungen, und ihre Hauptstadt ist Santa Fe.

Das zweyte Stück von Nord-America ist Neu-Frankreich, welches man in zween Theile theilet, in Luisiana und Canada. Luisiana wird gegen Norden von Canada; gegen Osten von Mariland, Virginien und Florida; gegen Süden von dem mericanischen Meerbusen begränzet; und gegen Westen hat es eine große Anzahl Gränzen. Die Luft ist daselbst rein und gemäßiget, das Erdreich fruchtbar, und man erndtet daselbst zweymal des Jahres. Der Fluß Micissippi geht durch dieses Land. Die Landeseingeborenen sind sanftmüthig. Sie werden weiß geboren: mit der Zeit aber werden sie durch das viele Reiben mit Fette und Schmeere, um sich vor der Kälte zu verwahren, olivenfarbig. Sie lieben den Krieg, und gehen ganz nackend. Die Franzosen haben daselbst viele Wohnplätze, wovon der vornehmste Neu-Orleans an dem Flusse Micissippi gegen Osten ist: die Landeseingeborenen aber haben noch das Innere des Landes inne. Diese Völker haben keine Könige: sie wählen sich aber Hauptleute in jedem Dorfe oder Flecken. So nennet man ihre Wohnplätze.

Madem.

Madem. Gut.

Ich muß Ihnen melden, meine Fräulein, daß von einer Zeit zur andern große Veränderungen in diesem Lande vorgehen; und daß es daselbst auch große Streitigkeiten zwischen den Engländern und Franzosen wegen der Gränzen giebt. Ich habe mich in Acht genommen, daß ich deswegen nichts entscheiden wollen. Das Fräulein Verständig saget Ihnen, was es viele Jahre vorher gelernt hat, ehe von diesen Streitigkeiten geredet worden. Es könnte also wohl geschehen, daß sie beyden Parteyen nicht zu Danke redete. Wir suchen nicht, denke ich, die Schiedsrichterinnen dieser Streitigkeiten zu werden, sondern nur bloß uns von der Lage der Dertter zu unterrichten.

Das XXV Gespräch.

Fräul. Luise, Fräul. Lucia, Jungf. Sina,
Madem. Gut.

Fräul. Lucia.

Die Jungfer Eitelfreundinn hat mich gebethen, ich möchte sie bey Ihnen entschuldigen, daß sie einwenig spät kommen würde. Sie ist mit einer von ihren Freundinnen ausgegangen, und wollen sich Zeuge aussuchen.

Madem. Gut.

Wahrhaftig, das ist eine Sache von Wichtigkeit. Wir wollen ohne sie anfangen. Sagen Sie mir

nur doch, mein lieben Fräulein, ich habe gehöret, sie sey nicht mehr so zerstreuet; und sie fange an, sich auf lobenswürdige Dinge zu legen.

Frl. Lucia.

Das ist wahr, meine liebe Gut. In Wahrheit, sie hat keine böse Gemüthsart; und das gemeine Gerücht ist sehr boshaft, daß es ihr so übel begegnet; sie verdienet es nicht.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, wenn Sie sagen, sie habe keine böse Gemüthsart. Ich kenne sie besser, als jemand; und ich kann versichern, sie ist sehr vernünftig. Sie besitzt Sanftmuth; und es fehlt ihr nicht an Wiße. Das ist aber nicht genug, sich einen guten Ruf zu erwerben. Die Mägdchen, welche keine Mütter mehr haben, brauchen tausendmal mehr Vorsichtigkeit, als die andern, ihren guten Ruf zu erhalten und zu bestätigen. Nun hat unsere gute Freundin niemals daran gedacht, daß sie diese Vorsichtigkeit beobachten müsse. Sie dauert mich, weil sie sehr wenig Beystand hat. Ihr Unglück ist, daß sie mit einigen jungen Märrinnen in Verbindung steht, welche der Stadt durch ihre Unbesonnenheit etwas zu reden geben. Um der christlichen Liebe willen, meine wertheßen Fräulein, verdoppeln Sie Ihre Liebkosungen und Ihre Freundschaft gegen sie, damit Sie dieselbe diesen gefährlichen Gesellschaften entreißen. Wenn wir es dahin bringen: so wird sie ein schätzbares Frauenzimmer werden. Man saget, sie werde sich bald verheurathen. Ich wünsche ihr einen vernünftigen Mann.

Wenn

Wenn er sie gehörig zu fassen weis: so wird er alles, was er will, aus ihr machen können.

Igfr. Zina.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich kenne ein Frauenzimmer, welches das Glück gehabt hat, daß es einen rechtschaffenen Mann liebgemommen, den es bald heurathen wird: er hat das Mittel gefunden, ihre ganze Gemüthsart zu verändern.

Madem. Gut.

Es ist nichts so glücklich, als wenn man die Augen auf einen schätzbaren Mann wirft. Weil man erkennet, daß er nur eine Lust zur Tugend hat: so vermag einen die Begierde, ihm zu gefallen, daß man sich Mühe giebt, sich von seinen Fehlern zu bessern und tugendhaft zu werden. Ich hoffe, mein Schatz, Sie sind mit der Gemüthsart des Herrn . . . zufrieden.

Igfr. Zina.

Ja, meine liebe Gut. Er achtet die Tugend sehr hoch und hat keinen Fehler in der Gemüthsart, welcher ihn hindert, solche auszuüben. Es ist wahr, er ist noch sehr jung.

Madem. Gut.

Wenn von der Jungfer Eitelfreundinn die Rede wäre: so würde ich sagen, das sey ein Fehler; ihr würde ein Mann sehr nöthig seyn, der schon seine Gemüthsart ganz gebildet hätte, und vermögend wäre, sie mit Geschicklichkeit, und ohne, daß sie es gewahr würde, zu lenken. Sie aber, mein Schatz, hat der Himmel mit einem reifern Verstande begnadiget; und er bestimmet Sie

Sie ohne Zweifel, die Gemüthsart Ihres Mannes zu bilden.

Jgfr. Zina.

Wie sollte das angehen können? Muß ich nicht Gegentheils vielmehr meine Gemüthsart nach der seinigen bilden; und wird nicht der Gehorsam meine erste und vornehmste Pflicht seyn?

Madam. Gut.

Ich werde Ihnen gar nicht das Gegentheil sagen; denn durch den Gehorsam und die Gefälligkeit werden Sie sein Herz gewinnen müssen. Wenn Sie nun diese Eroberung werden gemacht haben: so werden Sie ihn, ohne daß er es wahrnimmt, zu allem Guten lenken, was Sie nur wünschen werden. Wenn Sie dahin werden gekommen seyn: so wollen wir umständlicher davon reden. Fahren Sie fort, Fräulein Lucia, und wiederholen uns die Einrichtung Ihres Tages.

Frl. Lucia.

Nach Tische gehe ich hinauf, mich anzukleiden; und ich bemühe mich, wenn ich es thue, mich mit einigen guten Gedanken zu beschäftigen. Soll ich diesen Tag Besuch abstaten oder annehmen: so nehme ich ein halb Bierthelbstündchen und bitte Gott um die Gnade, daß ich ihn in der Gesellschaft nicht beleidige. Wenn ich zum Unglücke bey Personen bin, welche gar zu freye Reden führen: so bemühe ich mich, an etwas anders zu denken und mich dadurch zu zerstreuen; und Gott erweist mir auch die Gnade, und läßt es mir darinnen gelingen. Es ist wahr, dieß giebt mir ein zerstreutes Wesen, welches einige dem Hochmuthe und andere der Dumm-

Dummheit zuschreiben: allein, darum bekümmere ich mich eben nicht viel. Wenn man von Kindern redet: so opfere ich Gotte die Gewalt auf, die ich mir anthun muß, eben so, wie die andern, davon zu reden. Redet man wider die christliche Liebe, und es geschieht von Personen meines Alters: so nehme ich mir die Freyheit, und bitte sie auf eine höfliche Art, sie möchten doch von etwas anderm reden.

Frl. Luise.

Wie getrauen Sie sich, das zu thun, mein Schatz? Fürchten Sie sich nicht, Sie möchten diese Frauenzimmer böse machen?

Fräul. Lucia.

Das ist mir nur ein einziges Mal wiederfahren. Eine von denjenigen, welchen ich vorstellte, wir müßten unsern Nächsten schonen, hieß mich eine Herrnhutherinn; und das ist alles Uebel, was mir wiederfuhr. Die andern Male habe ich Frauenzimmer gefunden, welches einen wohlgebildeten Verstand hatte und mir wegen der Behutsamkeit Dank wußte, die ich brauchete, es nicht böse zu machen. Es ist zuweilen sogar geschehen, daß sich einige wirklich gegen mich bedanket haben, weil sie nur aus Leichtsinzigkeit dergleichen Reden geführt.

Jgfr. Zina.

Und ich bin eine von denen. Es ist so was gewöhnliches, von seinem Nächsten zu reden, daß man asterredet, ehe man es wahrnimmt; und ich bin dem Fräulein Lucia sehr verbunden, daß es mir geholfen hat, mich von diesem Fehler zu bessern.

Madem.

Madem. Gut.

Da sehen Sie die Früchte der Freundschaft, wenn sie wirklich und aufrichtig ist. Man warnet einander gegenseitig wegen seiner Fehler mit Güte, mit Liebe, mit Höflichkeit. Fahren Sie fort, meine Fräulein, die Empfindungen zu unterhalten, welche Sie mit einander verknüpfen. Ihre Freundschaft wird die Reizungen, die Lieblichkeit Ihres Lebens ausmachen.

Frä. Luise.

Wenn es aber nun höhere Personen sind, als Sie, welche afterreden; vermuthlich tadeln Sie solche nicht.

Igst. Zina.

Ich will Ihnen sagen, was Sie thut; denn ich bin vielmals mit dabey gewesen. Sie nimmt alsdann ein finsternes und ernsthaftes Gesicht an, daß man leicht wahrnimmt, das Gespräch sey nicht nach ihrem Gefallen; und wenn man sie fraget, so saget sie alles Gute, was sie weiß, von der Person, die man verlästert.

Wir waren eines Tages bey einer Frau, wo man eine sehr bekannte Jungfer herunter riß. Man sagete, sie wäre geizig, böshaft, zänkisch, und tausenderley andere Dinge. Man griff sie nicht auf Seiten ihrer Keuschheit an; denn man sagete, sie wäre gar zu häßlich, als daß es ihr daran fehlen sollte, und sie hätte niemals Gelegenheit gefunden, es daran ermangeln zu lassen. Sie wissen, wie furchtsam das Fräulein Lucia ist. Diesen Tag aber war sie es nicht, ich schwöre es Ihnen zu. Bey jeder Historie, die man
zum

zum Nachtheile dieses Mädchens erzählte, hatte sie eine andere in Bereitschaft, sie zu rechtfertigen. Endlich gieng sie fort; und die Frau im Hause sagte: Nun, das muß man doch gestehen, das Fräulein Lucia ist eine sehr eifrige Freundin. Mit was für Lebhaftigkeit hat sie nicht die Partey der Jungfer D genommen; vermuthlich sind sie sehr vertraut? — Ich versichere Sie, Madame, antwortete ich darauf, das Fräulein Lucia hat sie niemals gesprochen. Nicht die Freundschaft, sondern die christliche Liebe, hat ihren Eifer erwecket. Sie kann nicht leiden, daß man übels von andern Leuten spricht; und sie hat stets zwanzig Historien in der Tasche, die Abwesenden zu rechtfertigen.

Man muß gestehen, das ist eine sehr schätzbare Gemüthsart, sagte die Frau vom Hause. Ich sah sonst das Fräulein Lucia als ein liebenswürdiges Fräulein an; von heute an betrachte ich sie als ein sehr hochachtungswürdiges Fräulein. Gleichwohl hat sie uns allen unsern Proceß gemacht. Hat sie im Grunde aber wohl Unrecht? Haben wir etwas anders gethan, als daß wir den dritten und vierten herunter gerissen?

Frä. Lucia.

Die Jungfer Zina sagt Ihnen nicht, daß es mir nur gar zu oft begegnet ist, daß ich selbst in das Aßterreden und in viele andere Fehler gerathen bin. Doch wir wollen das fahren lassen. Zuweilen spiele ich und verliere mein Geld mit vielem Widerwillen, ich gestehe es; denn ich habe nicht die Hälfte so viel, als ich zu den wesentlichen Dingen brauchete. Um zehn Uhr gehe ich nach Hause; und ehe ich mich

Mag. f. i. L. III Theil.

P

nieder-

niederlege, untersuche ich mein Gewissen, klage mich in Gegenwart Gottes wegen meiner Fehler an, bitte ihn deswegen um Verzeihung; und damit ich sie erhalte, bringe ich ihm das Verdienst Christi dar. Darauf nehme ich meine Entschließungen auf Morgen und lege mich nieder.

Madem. Gut.

Und womit beschäftigen Sie sich, mein Schatz, wenn Sie sich ausziehen?

Fräul. Lucia.

Bald mit diesem, bald mit jenem. Das meiste Mal aber denke ich, es wird ein Tag kommen, wo ich mich das letzte Mal auskleiden werde, und wo ich nur aus meinem Bette in mein Grab werde gebracht werden.

Fr. Luise.

Und hindert dieser Gedanken Sie nicht am Einschlafen?

Fr. Lucia.

Nein, mein Schatz; er verschaffet mir vielmehr viele andere gute Gedanken, unter denen ich einschlafe. Ich habe Ihnen gehorchet, meine liebe Gut; ich denke, ich habe genug von mir geredet.

Fr. Luise.

Lassen Sie es sich nicht reuen, mein Schatz. Was Sie uns gesagt haben, wird nicht unnütz seyn. Ich habe schon angefangen, Ihnen in etwas nachzuahmen; und ich hoffe, Gott wird mir die Gnade erweisen, daß ich Ihnen ganz nachahmen kann. — Aber da kommt die Jungfer Eitelfreundinn.

39fr.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine liebe Gut, daß ich so spät komme. Eine von meinen Freundinnen aber hatte mich gebethen, ich möchte mit ihr zu ihrem Kaufmanne gehen. Ach! was für reiche Zeuge haben wir gesehen!

Madem. Gut.

Könnten Sie wohl nicht auch hinzusehen? Ach, wie viele habe ich davon gewünscht! ach, wie unglücklich habe ich mich geschähet, daß mir mein Vater nicht Geld genug giebt, meiner Neigung in diesem Stücke zu willfahren?

Jgfr. Eitelfreundinn.

Sie haben ganz recht gerathen, meine liebe Gut. Ich versichere Sie gleichwohl, ich fange schon an, mir Ihre Lehren zu Nutzen zu machen. Ich habe alle diese Bewegungen gehabt: aber sie waren nicht halb mehr so lebhaft, als sie voriges Jahr gewesen seyn würden. Endlich wird mir die Kleidernartheit ganz vergehen. Aber, meine liebe Gut, ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Mein Vater wird heute hier speisen; sagen Sie es ihm doch nicht, daß ich so spät gekommen bin; denn er würde nur auf mich schmählen.

Madem. Gut.

Und warum würde er auf Sie schmählen, mein Schatz? Das ist ja kein Verbrechen, daß Sie Zeuge gesehen haben; es ist eine Kindererey; und man wird Ihnen noch andere müssen hingehen lassen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich muß Ihnen nur alles sagen, meine liebe Gut; er sieht nicht gern, daß ich in Gesellschaft dieses

Frauenzimmers bin, welches gleichwohl sehr tugendhaft ist. Ich habe es sehr lieb; und ich gestehe es Ihnen, ich besuche es sehr oft, unter dem Vorwande, ich gehe anders wohin.

Madem. Gut.

Daran thun Sie sehr unrecht, mein Schatz. Sie lassen es an der Ehrerbiethung ermangeln, die Sie Ihrem Vater schuldig sind, indem Sie ihm nicht gehorchen. Ob er Ihnen gleich nicht die Ursachen sagt, die er hat, weswegen er Sie abhält, dieses Frauenzimmer zu besuchen: so müssen Sie doch denken, sie seyn gut. Ich setze aber, es sey ein Eigensinn. Ist es nicht Ihre Pflicht, daß Sie ihm gehorchen? Wissen Sie nicht, daß Sie ihn kränken würden, wenn er Ihre wenige Gefälligkeit gegen ihn entdeckte? Und tausenderley Dinge können sie ihm entdecken; als Ihr Kammermädchen oder einer von den Bedienten, der mit Ihnen geht.

Agfr. Eitelfreundinn.

Diese Leute sind ganz auf meiner Seite. Ich könnte alles in der Welt thun, sie würden mich nicht verrathen; und wenn ich ihnen befohlen habe, meinem Vater etwas vorzusagen: so werden sie es immer behaupten.

Madem. Gut.

Da kommt meine Unbesonnene; verzeihen Sie mir dieses Schimpfwort. Haben Sie aber wohl jemals über die Folgen einer solchen Aufführung nachgedacht?

Agfr. Eitelfreundinn.

Und was für ein so großes Uebel ist denn dabei, mein Schatz? In wichtigen Sachen wollte ich meinen

nen Vater nicht hintergehen; es betrifft allezeit nur Kleinigkeiten, die Sie selbst mir erlauben würden; und ich habe nicht geglaubet, daß das Folgen haben könne. Wenn ein Fehler dabey ist: so besteht er darinnen, daß ich zuweilen genöthiget bin, zu lügen: diese Lügen aber thun niemanden Schaden.

Madem. Gut.

Wenn es nur das allein wäre: so würde das Uebel schon groß genug seyn. Das Lügen beleidiget Gott; und bloß deswegen sollte es uns verhaßt seyn. Das mag aber bey Seite gesetzt seyn. Das Lügen hat die schädlichsten Wirkungen. Wenn Ihr Herr Vater solches merkte: so würden Sie sein Vertrauen verlieren, welches Ihnen sehr nachtheilig seyn würde. Außerdem gewöhnen Sie sich an, diejenigen zu hintergehen, mit denen Sie leben; und dieses kann in Ihrem künftigen Leben die kläglichsten Folgen haben. Erinnern Sie mich, daß ich Ihnen bey dieser Gelegenheit eine Geschichte erzähle, die wir aus dem Abentheuer übersezt haben. Ich will, daß sich unsere jungen Fräulein derselben mit zu Nuze machen, und sie also auf die allgemeine Lehrstunde versparen. Das nächste Mal, daß wir einander wiederum allein sprechen, will ich Ihnen die Unbequemlichkeiten dieser Aufführung auseinander wickeln.

3gfr. Eitelfreundinn.

Thun Sie es doch heute, meine liebe Gut. Es ist wahr, es ist ein wenig spät: aber schenken Sie mir immer ein Viertelstündchen.

P 3

Madem.

Madem. Gut.

Ich will es wohl thun, aber mit dem Bedinge, daß Sie ohne Widerrede dasjenige vollbringen, was ich von Ihnen verlangen werde.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das wird vielleicht etwas sehr schweres seyn: aber es thut nichts; ich verspreche es Ihnen. Ich merke, ich habe Ihren Rath sehr nöthig, und ich bin entschlossen, ihm zu folgen.

Madem. Gut.

Es ist nichts gefährlicher, mein Schatz, als wenn man die Macht hat, Böses zu thun. Sie sagen mir, alles Gesinde im Hause sey auf Ihrer Seite, und Sie seyn dessen Verschwiegenheit versichert. Ich weiß, Sie stellen es nur wegen Kleinigkeiten auf die Probe. Wie wissen Sie aber, ob Ihnen nicht dereinst die Lust ankommen wird, sich ihrer zu Dingen von größerer Wichtigkeit zu bedienen? Wir können nicht Hindernisse genug haben, Böses zu thun; und an statt, daß wir suchen sollten, solche fortzuschaffen, sollte man sie vielmehr, wenn es möglich wäre, vermehren. Die Furcht, das Gesinde möchte Sie durch Entdeckung derjenigen Dinge verrathen, die Sie gern geheim halten möchten, ist ein heilsamer Zaun, solches außer Stand zu setzen, Ihnen zu schaden. Sie sind verbunden, nichts zu thun, als was lobenswürdig ist. Nun haben Sie aber diesen Zaun zerrissen; Sie haben ein Hinderniß weniger zu übersteigen, wenn Sie böse werden wollten. Das ist noch nicht alles. Dieses Gesinde, das so getreu ist, Ihr Geheimniß zu verschweigen, so lange es in Ihrem Hause ist, glaubet, es sey nicht mehr dazu

dazu verbunden, so bald es wegstömmt. Eines von diesen redete Ihnen voriges Jahr sehr übel nach. Es sagete die Sachen gar nicht, wie sie an sich waren, sondern vergiftete sie noch. Das Gesinde verliert die Ehrerbietung, die es Ihnen schuldig ist, so bald es sieht, daß Sie es an derjenigen ermangeln lassen, die Sie Ihrem Vater schuldig sind. Es sieht Sie als eine Lügnerin, als ein ungehorsames Mädchen an, welches geschickt ist, zu betriegen. Das Kammermädchen, vor dessen Ausplaudern Sie sich fürchten, wird nicht unterlassen, übermüthig gegen Sie zu werden. Es wird Ihnen schlecht aufwarten, und dabey nicht befürchten, daß Sie solches wegsagen oder ihm auch nur einen Verweis geben dürften. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle Gefahr, die Sie laufen, umständlich vorstellen wollte. Was ich Ihnen gesagt habe, ist ohne Zweifel genug, Sie zu vermögen, daß sie alles aufopfern, sich zu bessern.

Igfr. Eitelfreundinn.

Ich gestehe es, meine liebe Gut, ich habe nichts darauf zu sagen. Ich will Ihnen auch nicht verhehlen, daß ich schon die Unverschämtheit meines Kammermädchens etwas erfahren habe. Sie sprach gestern aus so hohem Tone mit mir, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr zu drohen, ich wollte sie wegsagen.

Madem. Gut.

Sie haben mir versprochen, Sie wollten meinem Rathe folgen. Ich will Sie auf die Probe stellen. Ich verlange unumgänglich, daß Sie noch heute Ihrem

Ihrem Papa die Fehler entdecken, die Sie in diesem Stücke begangen haben.

Igfr. Eitelfreundinn.

Bedenken Sie doch nur, meine liebe Gut, mein Vater würde es mir niemals verzeihen; wenn Sie wüßten, wie streng er ist!

Madem. Gut.

Ich kenne ihn besser, als Sie, mein Schatz; und ich bin Gegentheils vielmehr versichert, Sie werden durch diese That sein Herz gewinnen. Sie muß diese Wirkung bey einem rechtschaffenen Manne hervorbringen; und das ist Ihr Herr Vater. Ich stehe Ihnen für die Folgen dieses Schrittes.

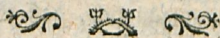
Igfr. Eitelfreundinn.

Ich will Ihnen gehorchen. Wird er aber gar zu böse darüber: so werde ich mich zu Ihnen flüchten; ich sage es Ihnen zum Voraus.

Madem. Gut.

Ich sage es noch einmal, mein Schatz; ich nehme es auf mich; und ich würde es Ihnen nicht raten, wenn ich nicht versichert wäre, es werde Ihnen nicht schaden. Gott wird diesen Schritt segnen: Opfern Sie ihm solchen aber auf, damit Sie alle die Lügen wieder gut machen, die Sie in diesem Falle gesagt haben.

Ende des dritten Theiles.

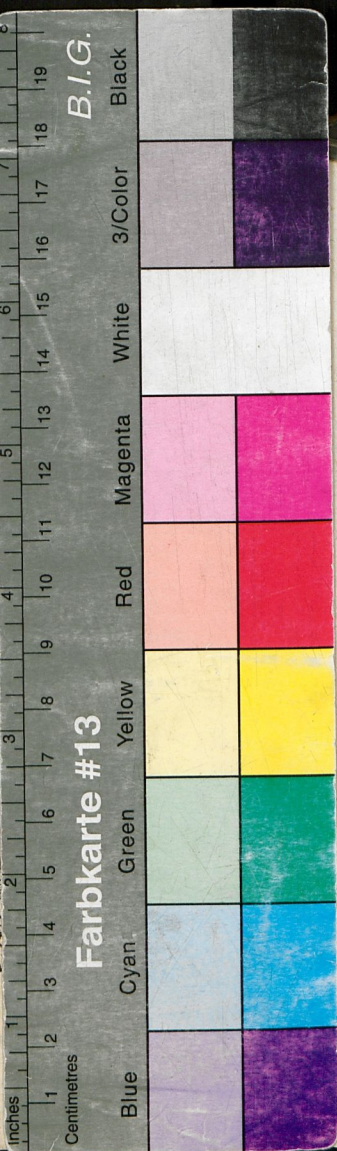


W 77 19
(1/4)

ULB Halle
006 542 689

3





Der Frau
Maria le Prince de Beaumont
lehrreiches
M a g a z i n
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer,
zur Fortsetzung
des Magazins für Kinder,
nach deutscher Art eingerichtet.
Der dritte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
in der Weidmannischen Handlung
1 7 6 1.